

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Juli 1886.

**Inhalt:** Die Schwestern von St. Lawrence während des Indianeraufstandes. — Die Leiden der katholischen Kirche in Rußland. (Fortsetzung.) — Kreuz und quer durch Zanguebar. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Rumänien; China; Annam; Oceanien. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Marienkinder. (Fortsetzung.)

### Die Schwestern von St. Lawrence während des Indianeraufstandes.

(Aus dem Tagebuche und den Briefen der Schwestern<sup>1</sup>.)

#### 1. Ein mißglückter Fluchtversuch.

Nachdem wir in unserer letzten Nummer die Geschichte des Indianeraufstandes erzählt haben, bedürfen die folgenden Aufzeichnungen der Schwestern von St. Lawrence keine Erläuterung mehr. Die Missionsstation St. Lawrence liegt nur sechs (engl.) Meilen von Vatoche, dem Hauptquartiere Riels, und der Entscheidungskampf wurde während drei Tagen rings um das Missionshaus St. Antonius geschlagen, in dem die Schwestern Zuflucht gesucht hatten. Wir folgen also ihren schlichten Schilderungen:

„Sie werden mit ängstlicher Sorge auf unsere Briefe gewartet haben und begierig sein, zu hören, wie wir den vielen Gefahren entronnen sind, welche uns während der letzten Monate umringten. Ich will Ihnen also in Eile eine ausführliche Schilderung unserer Erlebnisse entwerfen.

Mit dem 19. März verließen die Indianer und Mestizen unsere Mission und lagerten sich zu Vatoche-Crossing, welches etwa sechs Meilen von St. Lawrence am jenseitigen Ufer des Saskatchewan liegt. Nach und nach folgten ihnen die Weiber und Kinder in das bortige Lager, so daß die Mission auf viele Meilen im Umkreise das einzige bewohnte Haus war. Trotz der rings sich ansammelnden Wetterwolken eröffneten wir die Schulen am Montag nach der Osterwoche dennoch wieder, hatten aber aus den eben genannten Gründen nur wenige Schulkinder. Da kam schon am nächsten Tage (14. April) gegen Abend

unser guter P. Fourmont und brachte der Oberin schlimme Zeitung, die er soeben aus einem Briefe des P. André erfahren hatte. Derselbe schrieb, die PP. Jafard und Marchand seien mit zwei Laienbrüdern in der Nähe des Frog Lake in einer Mission ermordet worden, welche etwa 2½ Tagereisen von der Mission von Prince Albert entfernt ist. P. André war in Todesangst um unsere Mission von St. Lawrence, da er wohl wußte, wie abgelegen und wie fern von aller menschlichen Hülfe wir seien. Wir wunderten uns, wie der Brief zu uns gelangen konnte, da keine Post mehr ging, und Riels Leute Tag und Nacht alle Wege bewachten. Der Pater hatte aber, wie es sich herausstellte, um den hohen Preis von 120 Dollars (480 Mark) einen Mestizen gedungen, der uns mit Lebensgefahr diese Warnung brachte. Derselbe Bote hatte auch einen Brief der Mutter Luise an unsere Mutter Maria, worin wir die Weisung erhielten, augenblicklich St. Lawrence zu verlassen und nach Prince Albert zu gehen; nur das Allernothdürftigste sollten wir mitnehmen. Wie man höre, ziehe die Bande des „dicken Bären“ südwärts, und wir könnten jeden Augenblick von diesen Indianern umringt werden. An gutem Willen zu gehorchen fehlte es uns keineswegs, wohl aber an allen dazu nöthigen Mitteln. Die fünf Pferde unserer Mission hatten die Krieger Riels sämtlich mitgenommen; wir gaben deshalb jede Hoffnung, Prince Albert zu erreichen, auf und dachten, der liebe Gott, der uns die Mittel zur Flucht habe nehmen lassen, bedeute uns dadurch, wir sollten auf unserm Posten ausharren. Wir machten gerade nach Tisch unsere gewöhnliche Erholung, als P. Fourmont in aller Eile zurückkam und rief: „Seht, Gott gibt euch schließlich

<sup>1</sup> Mitgetheilt in „The Month“, Nr. 267.



dennoch die Mittel zur Flucht! Die Ochsen sind soeben von der Prärie zurückgekommen. Ihr müßt diesen Ort so rasch als möglich verlassen. Bruder Piquet und der Metize, welcher den Brief brachte, sollen eure Führer sein, und noch heute Abend wollen wir den Wagen anspannen.' Wir entschlossen uns also trotz des ausdrücklichen Verbotes Niels zur Abreise. In aller Eile machten wir uns reisefertig und begaben uns dann in die Kapelle, um daselbst in eifrigem Gebete um Schutz zu stehen und bei unserem lieben Herrn zu wachen, bis das Zeichen zum Aufbruche gegeben würde.

Gegen 10 $\frac{1}{2}$  Uhr Nachts fuhr der mit Ochsen bespannte Wagen vor, und die Führer meldeten, Alles sei zur Abfahrt bereit. Der Regen goß vom Himmel herab, und es war so dunkel, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Wir hatten eine Laterne und zündeten die Kerze in derselben an; aber die Führer bliesen sie sofort aus; denn sie fürchteten, das Licht möchte uns verrathen. Sie wollten uns durch die Wälder führen, da Niels Leute alle Stege und Wege bewachten und uns ganz bestimmt nicht durchgelassen hätten. Das Dunkel machte die Fahrt mit jedem Augenblicke schwieriger, und der Wagen wurde so hin und her geworfen, daß wir kaum auf unseren Bündeln sitzen konnten. Nachdem wir so etwa zwei Stunden durchgerittelt waren, sagte der Führer: 'Ich habe auch nicht einmal eine Ahnung, wo wir uns befinden. Wir müssen halten, bis der Tag anbricht.' Wir hielten also; den Ochsen wurde Futter gegeben, die Männer suchten unter dem Wagen Schutz, während wir umsonst uns des strömenden Regens zu erwehren suchten. Es war bitter kalt, und bei jedem Rauschen in den Zweigen fürchteten wir, die Krieger Niels kämen; denn sie lauerten in den Wäldern, wie wir wußten.

Gegen 3 $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens begann die Dämmerung, und da erkannten wir, wie uns die heiligen Schutzengel bewahrt hatten; denn an der Stelle, wo wir so unerwartet Halt gemacht hatten, befand sich ein Abgrund, an dessen äußerstem Rande unser Wagen stand. Noch einige Schritte weiter in der pechschwarzen Finsterniß, und wir wären unfehlbar hinabgestürzt. — Die Männer zündeten ein großes Feuer an, an dem wir unsere Kleider trockneten; denn der kalte Regen hatte uns bis auf die Haut durchnäßt. Wir frühstückten eilig und fuhren dann weiter, in der Hoffnung, Prince Albert bis zum Abend zu erreichen. Sehr unangenehm war uns die Entdeckung, daß wir noch keine zwei englische Meilen von St. Lawrence entfernt waren; denn die Beschaffenheit des Bodens und ein von Regen- und Schneewasser angefeuchtener Bach, welchen wir wiederholt kreuzen mußten, hatten uns sehr aufgehalten. Der Führer ging jetzt vor den Ochsen her und blickte ängstlich umher, ob wir nicht entdeckt seien. Endlich erreichten wir den großen Föhren- und Eypressenwald, den die Leute nur das 'Große Dickicht' nennen, und der Führer sagte fröhlich: 'Jetzt soll es mich Wunder nehmen, wenn sie uns noch finden.' Es war 9 Uhr Vormittags, als wir diesen Wald, oder besser gesagt dieses Wirrsal von Hochwald, Schluchten, Sümpfen und Bächen erreichten. Wiederholt mußten wir halten, weil die Führer erst einen Weg öffnen mußten, und wir erhielten manchen Riß und manche Schramme, wenn wir zusammengekauert unter den Ästen der Waldbriesen durchkrochen. Gegen Mittag rasteten wir während der Mahlzeit; jetzt sagten uns die Leute auch, daß es noch zehn Meilen weit so durch den Wald gehe, bis wir die Landstraße nach Prince Albert erreichten; einmal dort, wären wir geborgen; denn sie sei von englischen Truppen besetzt, welche uns wahr-

scheinlich Pferde leihen würden. Hierdurch ermutigt, bestiegen wir wiederum den Wagen, und unsre Ochsen stapften mit langsamem und gleichmäßigem Schritte voran durch den Morast. Die Züge unseres Führers verriethen aber bald eine immer größere Unruhe; die Bäume standen so dicht, daß wir oft umkehren und eine andere Richtung einschlagen mußten, und der Weg wurde mit jedem Schritte ungangbarer. Wir waren überzeugt, er habe die Richtung verloren; allein er ging fürbaß und versicherte, wir müßten schon ganz nahe an der Landstraße sein, auch wisse er da herum ein Haus, wo wir Pferde bekommen könnten. So schwankten wir denn weiter, bis sich eines der Räder mit einem jungen Baume verwickelte. Die Männer trieben und schoben mit aller Macht; da stürzte der Wagen über eines der Vorderräder, welches zerbrach. Der heftige Stoß hatte uns beinahe betäubt; doch sprangen wir rasch auf den Boden und halfen den Leuten, den Wagen abladen, daß man ihn flicken könne. Der Führer ermutigte uns durch die Versicherung, wir seien ganz nahe bei einigen Häusern; er wolle gehen und einen neuen Wagen mit Pferden holen; er versicherte sogar, Hundegebell zu hören. Geduldig warteten wir eine Weile. Endlich kam er äußerst entmutigt zurück und gestand, er könne weder die Landstraße noch ein Haus finden; er habe die Richtung völlig verloren, und finde sich in dieser Gegend, welche ihm gänzlich unbekannt sei, nicht mehr zurecht.

Wir mußten uns also darein ergeben, abermals eine Nacht im Walde zuzubringen. Die Männer zündeten ein starkes Feuer an und wir bereiteten einen kleinen Imbiß; wir hatten fast keine Lebensmittel bei uns; denn wir meinten, um diese Zeit schon an Ort und Stelle zu sein. Die Männer hieben Zweige von den Fichten und bereiteten sich aus denselben ein Lager auf dem Boden, auf welches sie sich in ihre Büffelhäute gehüllt hinstreckten. Wir kauerten um das Feuer und hielten einen Kriegsrath. Es wurde als das Klügste beschlossen, mit Tagesanbruch das Beste unserer Habe auf die Ochsen zu laden und dem Wagengeleise folgend zu Fuß wieder nach St. Lawrence zurückzukehren. Prince Albert zu erreichen, war uns offenbar nicht möglich; denn, wie die Leute uns jetzt sagten, war es dorthin wenigstens 40 Meilen. So weit konnten wir nicht gehen; überdieß, wer zeigte uns den Weg? und wie dursteten wir uns ohne Nahrungsmittel noch weiter in den Wald hinein wagen? Jetzt schon waren unsere Kräfte am Erliegen. Wir konnten Anfangs vor Kälte nicht schlafen; denn der Nordwind wehte scharf. Dann begann es stark zu schneien; die Flocken waren so groß wie Frankensstücke. Bald waren wir von einer Schneeschicht eingehüllt, welche durch unsere Leibeshwärme langsam schmolz; so wachten wir nach etwa einer Stunde von Kälte und Feuchtigkeit halb erstarrt auf und beschloßen, uns am Feuer zu wärmen und zu trocknen. Auf diese Weise brachten wir den Rest dieser schrecklichen Nacht zu, welche nicht enden zu wollen schien.

Die Männer waren so entmutigt, daß wir sie durch alles Bitten kaum bewegen konnten, die Ausbesserung des Wagens zu versuchen; endlich machten sie daraus einen zweirädrigen Karren zurecht, ein wackeliges Ding, doch konnten wir wenigstens unser leichtes Gepäc darauf legen, während wir selbst zu Fuß daneben her gingen. Trotz des Schnees fanden wir die Geleise unserer Räder; wir marschirten also wacker darauf los, indem wir den Rosenkranz und die Litanei beteten, daß wir, wenn es Gottes Wille sei, St. Lawrence wieder erreichen möchten. Bis an die Knie mußten wir durch die eiskalten Bäche waten,



und da wir nüchtern aufgebrochen waren und nichts als trockenes Brod auch für unsere Leute hatten, so wurden wir todmüde. Gegen 11 Uhr machten wir unter einer großen Dichte Halt, zündeten mit vieler Mühe wegen des Schnees ein Feuer an, trockneten unsere Kleider und Strümpfe und aßen dann den Rest unseres Brodes, um Kräfte für den noch bevorstehenden Weg zu gewinnen. Der Führer sagte uns jetzt, wir seien einem gebahnten Wege nahe, und er zeigte die Richtung, wo wir ihn finden würden. Zu unserer großen Freude hatte er sich nicht getäuscht. Munter marschirten wir dann einige Stunden fürbaß. Endlich sagte uns der Westze, wir würden bald zu einem Telegraphen kommen und dort wahrscheinlich Leute von Riel treffen; uns würden dieselben durchlassen, für ihn sei es aber nicht rathsam, mit ihnen zusammenzutreffen, und so müsse er uns hier verlassen. Diese Mittheilung war für uns gewiß nicht ermutigend; aber der Mann schlug sich so rasch in die Büsche, daß wir keine Gegenvorstellungen mehr machen konnten. Jetzt wurde auch der Wind heftiger und trieb uns Schnee und Regen entgegen; allein mit den Schwierigkeiten stieg auch unser Muth, und wir schritten im Vertrauen auf Gott unerschrocken voran. Die Sonne ging unter, und noch schleppten wir uns mühsam weiter und fürchteten bereits, eine dritte Nacht im Walde zu bringen zu müssen, als wir zu unserer großen Freude die Telegraphenstangen erblickten und sahen, daß wir keine zwei Meilen mehr von St. Lawrence entfernt seien. Endlich erreichten wir unser liebes kleines Missionshäuschen todmüde mit Kleidern, die in Fetzen um uns hingen, mit Roth bedeckt und halbtodt vor Hunger und Kälte. Aber unsere Freude und Dankbarkeit ließ uns Alles vergessen. An diesem denkwürdigen 16. April hatten wir mehr als zwölf (engl.) Meilen zu Fuß zurückgelegt und Roth und Mühsal aller Art erduldet. Doch wurde seltsamer Weise keine von uns krank oder trug auch nur eine Erkältung davon.

Zwischen hatte P. Fourmont an Riel geschrieben und zur Entschuldigung den Brief beigelegt, der uns die Reise nach Prince Albert befohlen hatte. Der Westzeinhäuptling hatte umgehend geantwortet, wir hätten nichts zu fürchten, er nähme uns unter seinen Schutz und wolle augenblicklich eine Abtheilung seiner Krieger schicken, welche unser Haus bewachen sollten. Als aber dieser Brief und zugleich die Wache eintraf, waren wir schon abgereist. Das ärgerte Riel nicht wenig; er schrieb wiederum, wie schmerzlich unsere Flucht und unser Mangel an Vertrauen ihn berühre, und fügte bei, dieser unser unglücklicher Schritt habe die Westizen und Indianer so erzürnt, daß unsere Lage in St. Lawrence fortan sehr gefährdet sei, daß er aber für unsere Sicherheit einstehe, wenn wir in seinem Lager wohnen wollten.

P. Fourmont war der Ansicht, die Klugheit rathe uns, diesen Vorschlag anzunehmen und mitsammt unserer Habe in ein Haus bei St. Anton überzusiedeln, welches uns Riel zur Wohnung anbot. Als wir zurückkehrten, fanden wir unser Haus voll Indianer und die Schule voll Kisten und Kasten, in welche unsere Habe verpackt wurde; Riel wollte dieselbe am folgenden Tage nach dem genannten Hause bringen lassen. Am Morgen kam eine starke Abtheilung Indianer zu unserer Mission; man nahm sie gut auf und gab ihnen eine tüchtige Mahlzeit, mit welcher sie sehr zufrieden waren. Als P. Fourmont die große Menge Hornvieh sah, welche sie in das Lager trieben, fragte er, ob sie auch unsere Rüge fortnehmen wollten. 'Nein, nein,' antworteten sie freundlich, 'eher wollen wir euch eine unserer besten Rüge schenken'; so daß wir bezweifelten, ob die Indianer uns wirklich so zürnten, wie Riel es versichert

hatte. Doch wollten wir uns darüber den Kopf nicht länger zerbrechen und legten uns nach einem inbrünstigen Dankgebete für den auf unserem mißglückten Fluchtversuche erhaltenen Schutz Gottes zur Ruhe. Unsere Betten hatten die Indianer weggenommen; aber wir waren schon zufrieden, wenigstens unter Dach und Fach zu sein, und schliefen auf dem Boden ganz ruhig.

## 2. Im Lager Riels.

Am Freitag den 17. April waren wir früh auf und hatten das Glück, die Messe zu hören und die heilige Communion zu empfangen, bevor die Kapelle geschlossen wurde. Wiederum kam ein Brief von Riel, in welchem er dringend zu unserer sofortigen Uebersiedelung in sein Lager aufforderte; Banden feindlich gesinnter Indianer streiften umher, und es sei eine barmherzige Fügung, daß wir denselben im Walde nicht in die Hände gefallen seien. Nachmittags kamen zwei große Wagen; aber die Leute baten uns, nur die nothwendigsten Dinge mitzunehmen. Wir luden also unsere Betten und einiges Küchengeräth auf, und als die Leute die Sachen auf den Wagen zurecht legten, sagte einer von ihnen, der seine kleinen Mädchen in unserer Schule hatte: 'Ach, Mutter, es geht mir sehr nahe und drückt mir fast das Herz ab, daß ihr auf solche Weise fort müßt.' Wir fragten, ob sie etwas warten wollten, daß wir noch einer Segensandacht bewohnen könnten. Sie waren es gerne zufrieden. Nach dem Schlusse der Andacht bestiegen wir die Wagen; die Krieger begleiteten uns mit Flinten bewaffnet zu Pferd, und so zogen wir langsam unseres Weges nach Batoche-Crossing, etwa fünf Meilen weit. Ich kann nicht sagen, daß wir ohne alle Besorgniß waren; denn Viele hatten Zweifel an Riels Aufrichtigkeit in uns erweckt. Doch ermutigte uns der Gedanke, daß unser Herr über die Seinigen wache.

Das Missionshaus des hl. Antonius steht am Eingange des Städtchens Batoche, welches am entgegengesetzten Ufer des Sasstschewan liegt. Da hatte Riel am 19. März die Fahne der Empörung entrollt. Die Westizen und Indianer hatten es mit Rücksicht auf seine Lage, welche den Schlüssel zu den beiden Straßen nach Du'Appelle und Prince Albert bildete, zu ihrem Hauptlagerplatz gewählt. Seit dem Eintritte des Thauwetters konnte der Fluß nur zu Batoche-Crossing überschritten werden, und alle Schiffe waren auf Riels Befehl mit Beschlagnahm belegt, so daß niemand anders als mit einem schriftlichen und von ihm unterzeichneten Ausweis über den Sasstschewan konnte. Wirklich wurden seit dem 19. März alle Posten angehalten, und wer ohne einen Paß von Riel reiste, wurde festgenommen.

Wir erreichten Batoche-Crossing gegen 6 Uhr Abends und hatten einen prachtvollen Ausblick auf den schönen Strom, der in steilen Uferhängen, von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet, zu unseren Füßen hinrollte. An dem Ufer, auf welchem wir standen, erblickten wir die von Rauch umringelten Zelte der Kri- und der wilden Assinaboine-Indianer, während auf dem jenseitigen Ufer die netten Häuser von Batoche und das Lager der Siouxstämme sich entfalteten. Im Hintergrunde stand am Fuße eines bewaldeten Hügels die Kirche und das Missionshaus des hl. Antonius von Padua.

Sobald die Pferde mit dem Wagen anhielten, kamen auch schon mehrere Männer mit dem Hut in der Hand und begrüßten uns auf das Ehrerbietigste. Auch die Indianer umringten uns, drückten uns kräftig die Hand, während andere in allen erdenklichen phantastischen Anzügen um uns herumtanzten und ihrer Freude durch wildes Heulen und Schreien Ausdruck gaben.



Wir hatten drei kleine Mädchen bei uns, deren Vater kürzlich Wittwer geworden war und der uns gebeten hatte, die Kinder einfach als die unseren zu behalten, da er als Führer immer in Voot stehen müsse und keine Zeit für die Kinder übrig habe. Da es nun schon zu spät war, über den Fluß zu setzen, bot uns dieser gute Mann seine Hütte für die Nacht an, wies die Soldaten, welche sich einquartiert hatten, hinaus, räumte unsere Sachen hinein und machte uns auf dem Boden ein Heulager zurecht. Auch die anderen Krieger behandelten uns mit gleicher Hochachtung; einer kam und fragte, ob wir etwas Fleisch zum Nachtessen haben wollten. Mutter Maria erwiderte: 'Nein; denn es ist Freitag.' Da sagte der Mann: 'Womit können wir euch denn dienen, Schwestern? Wir haben nichts Anderes.' Etwas später brachten sie uns noch Milch, wofür wir ihnen sehr dankbar waren. Gerade hatten wir die drei kleinen Mädchen in dem großen Bette ihres Vaters zur Ruhe gelegt, da hörten wir leise an die Thüre klopfen. Es war Niel, der trotz der späten Stunde noch über den Fluß gekommen war, um zu sehen, wie es uns gehe, und uns zu begrüßen. Er war voll Freundlichkeit und Ehrfurcht und sagte, wie leid es ihm thue, daß wir, wenn auch nur für diese eine Nacht, so schlecht einquartiert seien, und bot Alles auf, uns mit Vertrauen zu erfüllen.

Nach unseren Strapazen im Walde kam uns das Heulager ganz köstlich vor; aber so müde wir auch waren, es wollte uns nicht gelingen, einzuschlafen: der Lärm war zu groß. Die Krieger betrauernten den Tod eines Stammesgenossen mit Heulen, Tänzchen und Trommeln die ganze Nacht hindurch. Ueberdies stand gerade uns gegenüber das Schlachthaus, in welchem am selben Abende mehrere Thiere geschlachtet worden waren, und der Blutgeruch schien alle Hunde des Lagers herbeigeloct zu haben; sie bellten und heulten um die Wette und brachten mitunter so possirliche Töne zu Stande, daß wir laut auflachen mußten. Am nächsten Morgen scheuerten und putzten wir die Hütte, so gut wir es konnten; denn P. Touze kam und las die heilige Messe. Nachher taufte er zwei kleine Kinder, deren Eltern sehr darum baten. Man schickte uns etwas gedörrtes Fleisch und Milch zum Frühstück und legte in einer Papierdüte Salz bei. Ueberhaupt waren uns alle sehr freundlich und gaben sich geradezu Mühe, unseren Wünschen zuvorzukommen.

Erst am Nachmittage meldete man, das Voot sei bereit, das uns an das andere Ufer übersetzen sollte. Die Wagen und Pferde wurden zuerst auf das Fahrzeug gebracht; dann folgten wir, die drei Kinder und unser Gefolge. Es hatte den ganzen Morgen stark geschneit und der Uferhügel vor uns war so steil und mit glattem Eise überzogen, daß die armen Pferde nur mit der größten Anstrengung den Wagen hinaufbrachten. Wir folgten zu Fuß; aber trotz der Hülfe unserer Führer konnten wir uns kaum vor dem Ausgleiten bewahren. Nach der Weisung Niels führten uns die Leute zum schönsten Hause des Dries, welches vordem ein Hotel gewesen war und im Mittelpunkte des Lagers stand. Doch brachten wir daselbst nur eine Nacht zu, da unsere Oberin Niel bat, uns in das Missionshaus St. Antonius zu lassen, wo wir Ruhe und geistlichen Trost finden würden. Er war es zufrieden und ging persönlich zu den beiden Missionären P. Moulin und P. Bégreville, um denselben unseren Wunsch auszusprechen. Dieselben waren gleich bereit, uns den obern Stock des Hauses einzuräumen und sich mit dem Erdgeschoß zu begnügen. Sie wollten für den nächsten Tag Alles bereit halten. Auch die Frau des Gastwirthes, bei dem

wir einquartiert waren, zeigte sich uns sehr freundlich. Ihr Mann war in den Kämpfen am 26. März verwundet worden und lag in dem Zimmer neben dem unserigen, in welchem, wie wir fanden, Niel selbst gewohnt hatte. Er hatte uns also sein eigenes Zimmer überlassen! Der nächste Morgen war ein Sonntag; wir standen früh auf, um zur ersten heiligen Messe in St. Antonius zu sein; aber der Wagen kam erst 9½ Uhr. Wir statteten den guten Leuten, deren Gastfreundschaft wir genossen hatten, unseren herzlichsten Dank ab und erreichten gegen 10 Uhr das Missionshaus.

Ein falsches Gerücht hatte sich verbreitet, daß die englischen Truppen von allen Seiten heranzögen. Weiber und Kinder flohen, und die Patres consumirten nach der heiligen Messe das heiligste Sacrament, um es für alle Fälle vor Verunehrung zu bewahren. Doch ging der Tag ohne jede Störung vorüber. Wir richteten uns in dem Hause ein. Das obere Stockwerk hatte nur einen großen Raum; wir theilten ihn durch Vorhänge in drei Zimmer; das hinterste war unser Schlafzimmer, das mittlere unsere Küche und Speisezimmer, und das vorderste, welches man von der Treppe betrat, bildete das Speisezimmer der Missionäre. Im Erdgeschoß, in welches die guten Patres ihre Sachen geschafft hatten, war eine kleine Hauskapelle, zwei winzige Schlafzimmer und eine gemeinschaftliche Arbeitsstube. Als wir an jenem Abende gerade zur Ruhe gehen wollten, entstand ein großer Lärm an der Hausthüre. Wir fürchteten schon einen nächtlichen Ueberfall, waren aber gleich beruhigt, als wir P. Fourmonts Stimme erkannten. Niel hatte ihm dringend gerathen, St. Lawrence für den Augenblick zu verlassen. So kam er denn mit den Knechten und unserer guten Tertiarschwester Georgina zu uns. Die letztere bezog die Dachkammer, und so hatten denn Mitglieder von drei religiösen Orden unter dem einen Dache Schutz gefunden (Oblaten der Unbefleckten Empfängniß, Treue Gefährtinnen Jesu und eine Franziskanertertiärerin). Jetzt hatten wir täglich drei heilige Messen und wir wohnten denselben recht andächtig bei, um die nöthigen Gnaden für diese Zeit der Prüfung zu erhalten. An Arbeit fehlte es uns nicht; die Leinwand und die Kirchengewänder von St. Antonius bedurften gar sehr einer gründlichen Verbesserung. Eine von uns wurde Köchin, eine andere eröffnete im Garten, neben einem kleinen Weiher, wo wir frische Luft zu schöpfen pflegten, während die Missionäre im Speisezimmer saßen, eine Waschanstalt. So war unser Tag zwischen Arbeit und Gebet getheilt, und wir befolgten unsere gewöhnliche Tagesordnung, so gut wir es konnten. Von St. Lawrence hatten wir einen kleinen Vorrath an Mehl, Schinken und Thee mitgebracht, und ein Mestizze versorgte uns täglich mit Milch, eine wirklich große Wohlthat, wofür wir ihm von Herzen dankbar waren.

Am Donnerstag den 23. April sprengten einige Mestizen in das Lager und brachten die Kunde, daß die englischen und canadischen Truppen auf der Straße von Du'Appelle rasch vorrückten und nur noch 15 Meilen entfernt seien. Eine Abtheilung Mestizen zog ihnen entgegen. Sie hielten vor unserer Thüre, und die Patres gingen hinaus, um ihnen Lebewohl zu sagen. Die armen Leute hatten wenig Siegeszuversicht und erweckten manchen Act des Glaubens und der Reue als Vorbereitung auf den Tod. Am nächsten Morgen wurden wir zu andächtigem Gebete aufgefordert; denn der Kampf am Fish Creek (vgl. oben S. 116) hatte begonnen. Vom Kirchhofe aus konnten wir den Donner der Kanonen hören; derselbe erfüllte unser Herz beim Gedanken an das wahrscheinliche Loos so mancher Krieger





Indianer des Nordwestens im Kriegszug.



mit Trauer. Als wir am Abend in den Garten gingen, um etwas frische Luft zu schöpfen, sahen wir mehrere Wagen, von Kriegeren geleitet, herannahen. Sie enthielten die Leichen der gefallenen Nestizen; vor der Kirchthüre hielt der Zug. Dort verrichteten die Patres die üblichen Gebete über die Gefallenen, welche dann in unserem kleinen Kirchhofe beigesetzt wurden.

Mittwoch den 29. April erhielt P. Fourmont die Erlaubniß, unsere liebe Mission von St. Lawrence besuchen zu dürfen. Zu seiner großen Freude fand er Alles unberührt; die Röhre grast ruhig auf der Prärie und auch die Hennen im Hühnerhofe waren guter Dinge. Er brachte P. Tourge von der Missionsstation am Duck Lake (Entensee) mit nach Hause, der hinfür unsere Gefahren und Aufregungen theilen wollte; mit ihm zählten die Oblaten jetzt fünf Mitglieder in St. Antonius.

Am 1. Mai fingen Niels Krieger einen Boten auf, der uns einen Brief P. Cochins bringen sollte. Er theilte uns mit, daß er von den Indianern des „bösen Bären“ gefangen worden sei (von demselben Stamm, welcher die PP. Fafard und Marchand ermordet hatte). Sein Brief gab der Sehnsucht Ausdruck, ebenfalls sein Leben für den Glauben hinopfern zu dürfen;

auch schilberte er uns den Schrecken der Indianer ob der wunderbaren Ereignisse beim Tode der Missionäre (vgl. oben S. 115). Am Abend, nachdem wir diesen Brief erhalten hatten, wurde unser Haus von einer Schaar überaus wild aussehender Indianer umringt, welche unter entsetzlichem Schreien und Heulen ihre Flinten auf unsere Thüre ansetzten. Wir meinten ganz bestimmt, unser letztes Stündlein habe geschlagen, um so mehr, da Georgina, die Tertiarschwester, von ihrer Dachkammer herabgelaufen kam und uns zurief, es sei die höchste Zeit, einen Akt der Reue zu erwecken; denn so heulten die Wilden, wenn sie die Bewohner einer Farm ermorden wollten. Sie hatte viele Jahre unter den wilden Stämmen im Nordwesten gewohnt, und wir dachten daher, sie müsse es wissen. Aber Basil, der junge Kri-Indianer, der unser Knecht war, kam geschwind herauf und rief, wir sollten nur nicht erschrecken, das sei die Art und Weise, in welcher die Sioux ihrer Freude Ausdruck gäben. Die Missionäre gingen zu ihnen hinaus und beschenkten sie mit etwas Tabak; darob waren sie ganz glücklich und trollten sich ihres Weges zu unserer nicht geringen Verhöhnung.“

(Schluß folgt.)

## Die Leiden der katholischen Kirche in Rußland.

(Mitgetheilt von P. A. Krndt S. J. — Fortsetzung.)

### 6. Die Verfolgung der lateinischen Katholiken Polens.

Wir haben bisher das Schicksal der mit Rom unirten Ruthenen geschildert. Wenn die russischen Gewaltherrscher dieselben im Widerspruche zu den heiligsten Verträgen zur „orthodoxen“ Staatsreligion zwingen wollten, so hatten sie wenigstens den Vorwand der gleichen Liturgie. Aber bald legten sie ihre Hand auch an die lateinische Kirche Polens und suchten diese ebenfalls durch alle Mittel von der katholischen Einheit loszureißen und durch gefügige Werkzeuge der Petersburger Synode, welche an die Stelle der treuen Bischöfe treten sollten, in die russische Staatskirche einzuführen.

Schon Katharina II. errichtete eigenmächtig für alle durch die Trennung Polens mit Rußland vereinigten Katholiken ein Bisthum (Mohilew) und besetzte dasselbe mit dem elenden Verräther Siestrzenewicz, von dem wir oben zu erzählen hatten. Kurz vor ihrem Tode hob sie ebenso eigenmächtig sämmtliche durch die zweite und dritte Theilung Polens an Rußland gefallenen Sprengel (Wilna, Luzk, Kiew und Kamieniec) auf — nur der Sprengel von Livland blieb bestehen — und gründete dafür die Bisthümer Pinsk und Litschew, an Orten, wo es gar keine römischen Katholiken gab.

Gerechter gegen ihre katholischen Unterthanen bezeugten sich Paul I. und Alexander I. Nach dem Wiener Frieden ließ der letztere im Einvernehmen mit Pius VII. eine neue Diöcesanumschreibung vornehmen, nach welcher Polen in zwei Kirchenprovinzen, Mohilew und Warschau, eingetheilt wurde. Mohilew erhielt die Suffraganbische Samogiten, Wilna, Luzk, Kamieniec und Minsk<sup>1</sup>; Warschau diejenigen von Krakau, Wladislaw, Plozk, Seyna oder Augustow, Sandomir, Lublin und Podlachien. Leider ist aber auch die Regierung Alexanders I. nicht ganz frei von Feindseligkeiten gegen die katholische Kirche, indem derselbe die Jesuiten aus Weißrußland vertrieb, wo sie in den Collegien von Polozk, Dinaburg, Mohilew, Mstislaw, Orscha

und Witebsk, sowie auf vielen Missionsstationen eine gesegnete Wirksamkeit entfalteten. Der Uebertritt einiger ihrer Böglinge von der russischen zur römisch-katholischen Kirche war das einzige „Verbrechen“, mit welchem man die Verbannung des Ordens aus Rußland vertheiligte.

Die eigentliche Verfolgung gegen die katholischen Polen eröffnete Nikolaus I. Nachdem ihm die Zerstörung der unirten ruthenischen Bisthümer durch seine „Liebe“ (vgl. oben S. 102) so über Erwarten geglückt war, rief er aus: „Mit den Unirten geht es gut, machen wir uns jetzt an die Lateiner!“ Nach Unterwerfung der Ruthenen sollten jetzt also auch die Polen „bekehrt“ werden. Die Klöster bilden stets eine besondere Stärke der Kirche. In Polen waren sie damals meist zu arm, um die Habsucht der Russen zu reizen; aber sie waren als Herde des katholischen Lebens verhaßt. Grund genug also, ihnen das Wenige zu rauben, was ihnen eignete. Schon 1828 war ein Ukas ergangen, welcher den Eintritt in die Noviziate fast unmöglich machte. Als sich die Folgen zeigten, konnte man mit der gewohnten Heuchelei einen Schritt weiter wagen. „Seine Kaiserliche Majestät“, schrieb Minister Bludoff im Jahre 1832, „hat erfahren, daß zahlreiche lateinische Klöster sich in großer Unordnung befinden und alle angewandten Mittel ohne Erfolg geblieben sind. Die Ursache scheint die geringe Zahl der Mönche zu sein, die der natürliche Einfluß des Jahrhunderts herabgemindert hat (der Ukas!). Um also im Geiste des Christenthums und zum Wohle der römisch-katholischen Kirche etwas zu thun, wird hiermit die Auflösung aller überflüssigen Klöster befohlen.“ Die liebevolle Fürsorge für die katholische Kirche, wofür selbst Benedict XIV. angeführt wird, ist ja äußerst anerkennenswerth bei dem russischen Minister.

Bischof Schtschyt wagte sich der Klösterauflösung zu widersetzen; er ward in das Innere Rußlands abgeführt, und ein gefügigeres Werkzeug der heiligen Synode, Kamireka, trat an seine Stelle. Bekannt ist unter anderen heldenmüthigen Bekennern der hochgefeierte Gultowski, Bischof von Podlachien,

<sup>1</sup> Dazu kam 1848 durch Pius IX. noch das Bisthum Cherson.



der seit 1830 unerschrocken gegen die Willkür des Zaren für die geheiligten Rechte der Kirche kämpfte und deshalb 1839 gewaltsam von seinem Sitze entfernt und in ein Kloster eingesperrt wurde. Zu Ende des Jahres 1834 waren von 300 Klöstern 202 zerstört. Die Sache ging ganz einfach vor sich: plötzlich umringten bei Nacht Soldaten das Kloster; die Mönche wurden aus den Betten gerissen und fortgeschleppt, ohne daß sie etwas mitnehmen durften; dann versiel das Kloster der Plünderung. Trotz der Concordate schritt die Regierung auf der einmal betretenen Bahn weiter. So wurden 1850, drei Jahre nach dem Concordate mit dem apostolischen Stuhle, durch Ulas vom 18. Juli mit einem Schlage wiederum 21 Klöster aufgehoben. Dabei ist zu bemerken, daß jedes Kloster auch seine Pfarrei zu verwalten hatte, daß also die Unterdrückung eines solchen immer eine doppelte Wunde schlug. 1852 wurde eine Untersuchung angestellt, ob die Orthodoxen vielleicht an einem Orte noch keine Kirchen hätten; in Folge derselben wurden den Katholiken zwölf Kapellen und eine Pfarrkirche genommen. Andere Kirchen ließ man verfallen oder verhinderte die Anstellung von Pfarrern. Um einen künstlichen Priesterangel zu erzielen, machte man den Eintritt in das Priesterseminar von der Erlaubniß der Regierung abhängig. Ein ganz eigenthümliches Befehlsmittel erfand ein Ulas vom Jahre 1839: jeder zu schweren Strafen verurtheilte Katholik konnte vollständige Begnadigung, ja eine Ehrenmedaille an blauem Bande erhalten, wenn er die Religion des Zaren annahm.

Gregor XVI. that das Menschenmögliche, um den Zaren zur Milde und Gerechtigkeit zu bewegen. Er ging sogar so weit, daß er dem vorerflichen Bischof von Pöblachien den Rath gab, freiwillig auf sein Bisthum zu verzichten, um größere Uebel abzuwenden; ja er ließ sich herbei, ein Werkzeug der russischen Politik, Ignaz Pawlowicz, auf den erzbischöflichen Stuhl von Mohilew zu erheben. Aber zum Danke dafür unterstellte ein Ulas vom 25. December 1841 alle liegenden Güter der Bisthümer, Kapitel und Orden der Gerichtsbarkeit und Verwaltung des Ministeriums der Kronländer. Erst 1847 ließ sich Rußland zu einem Concordate mit dem apostolischen Stuhle herbei, das aber seitens der Petersburger Regierung nicht einmal veröffentlicht, geschweige denn ausgeführt wurde.

Als Alexander II. 1855 den Thron bestieg, hatte es einen Augenblick den Anschein, derselbe werde nicht in die Verfolgungsbahn seines Vaters einlenken. Das Concordat wurde 1856 veröffentlicht, leider aber nur in verstümmelter Form. Die Veranlassung zu dieser Nachgiebigkeit war folgende: Rußland war im Krimkriege unterlegen, und die Frage der Unterdrückung der katholischen Kirche in Rußland sollte auf dem Pariser Congreß zur Sprache kommen. Gortschakoff, damals Gesandter in Wien, erhielt davon Kunde und telegraphirte nach St. Petersburg: „Eilet, den Papst zu beruhigen, sonst seht ihr euch der Schande und Gefahr aus, daß ein Artikel des Friedensschlusses die Duldung der katholischen Kirche in Rußland festsetzt.“ Man beschloß also, über einige Punkte Verhandlungen anzuknüpfen. Nach den Verträgen mit Pius VI., VII. und IX. sollten im Königreiche Polen 1 Erzbischof und 7 Bischöfe, im übrigen Rußland 14 Suffragane sein. Damals gab es aber in Polen nur ein einziges besetztes Bisthum und in Rußland ebenfalls nur einen Suffraganen. Man schlug also dem Heiligen Vater für die erledigten lateinischen Bisthümer Candidaten vor, sogar einen für das einzige von Nikolaus I. verschonte ruthenische Bisthum von Gheln, das den unirten Ruthenen noch geblieben

war. Auch über einige andere Forderungen wollte man unterhandeln. Als Punkte, in denen die russische Regierung nicht nachgeben könne, wurden dabei aber bezeichnet: 1. Anstellung schismatischer Lehrer für russische Literatur und Geschichte in den Priesterseminarien. 2. Die seit dem Concordate von 1847 aufgehobenen 36 Klöster können nicht wiederhergestellt, ebenso wenig die dem Clerus auferlegte Kriegssteuer von 790 000 Rubel zurückbezahlt werden. 3. Der freie Verkehr eines russischen Unterthans mit dem apostolischen Stuhle darf durchaus nicht gebuhet werden. 4. Ueber die Gültigkeit oder Ungültigkeit einer Ehe dürfen nur russische Gerichte entscheiden; nur vor schismatischen Geistlichen geschlossene Ehescheine sind gültig. 5. Die Strafen der vom Schisma Abfallenden bleiben in Kraft u. s. w.

Inzwischen schritt die Regierung auf der Bahn der Verfolgung ungescheut voran. Ueberall, wo noch schismatische Kirchen fehlten, wurde den Unirten befohlen, aus eigenen Mitteln den Schismatikern Kirchen zu bauen, widrigenfalls ihnen die eigenen genommen würden. Noch immer kam es vor, daß die Unirten, denen man ihre Priester genommen hatte, bei lateinischen Priestern beichteten. Ein Ulas von 1859 verbot also Namens des Kaisers bei Strafe der Verbannung den lateinischen Geistlichen, einem Unirten die heiligen Sacramente zu spenden. Ebenso wenig war es einem unirten Priester erlaubt, einen zum Schisma Abgefallenen von seinen Sünden loszusprechen. Leider fand die Regierung an einigen von ihr ernannten Bischöfen die erwartete Schwäche. Nach dem Beispiele des Metropolitens unterschrieben einige den Ulas von 1839 und zwangen sogar ihre Priester zur Unterschrift. Die Kirche war nun geknebelt.

Mit den Mitteln, welche man den Katholiken abgenommen hatte, wurde in Wilna ein griechisches Seminar gegründet, welches ganz Polen mit schismatischen Priestern überfluthen sollte. Dem Plane stellte sich ein eigenthümliches Hinderniß entgegen. Nach russischem Gebrauche muß sich der Pope vor dem Empfange der Diaconatsweihe verheirathen. Nun suchte man aber in Polen umsonst nach Mädchen, die einem Popen die Hand reichen wollten; denn Mutter von „Popensöhnen“ — selbst in den Augen der Schismatiker das schlimmste Schmähwort — wollte auch das ärmste Mädchen nicht werden. Um dieser Schwierigkeit abzuweichen, wurde unter dem Schutze der Kaiserin ein Seminar für junge Mädchen errichtet, welche sich mit den von Siemaszko geweihten Klerikern vermählen sollten. Ein Ulas vom 30. Januar 1860 bestimmte, daß das nöthige Geld für diese „fromme Stiftung“ theils dem katholischen Frauenkloster von Mindzial, das zu diesem Zwecke aufgehoben wurde, theils den Einkünften des katholischen Klosters der Missionäre zu entnehmen sei. Zur Wohnung solle die alte katholische Universität und das Augustinerkloster zu Wilna den Popenbräuten eingerichtet werden.

Rußland wollte die Polen nun einmal mit aller Gewalt in Russen verwandeln; dabei war ihm der Kampf gegen ihre Religion nur Mittel zum Zweck. Es ist also nicht zu verwundern, wenn auf polnischer Seite leider Gottes Politik und Religion mit einander verquickt wurden und sich die Polen zugleich durch politische und religiöse Beweggründe in den Aufstand von 1863 hineinreißten ließen. Zur Entschuldigendung der Polen darf man auch auf die empörendsten Gewaltthaten hinweisen, welche sie zu erdulden hatten. Nur ein Beispiel wollen wir anführen. Im Jahre 1858 kam es in Warschau vor, daß Kosaken einen Leichenzug, der ein slawisches Kirchenlied sang,



verfolgten. Die Kosaken sprengten zu Pferde in die Kirche hinein und verfolgten ihre Opfer bis an die Stufen der Altäre. Einige der armen Leute retteten sich in den Sitzungsaal des Abels und baten um Schutz gegen diese Heilighumschändung. Als die Versammlung den Saal verließ, gab das Militär ohne Weiteres Feuer und 5 Mitglieder wurden erschossen, 60 verwundet. Die Bischöfe protestirten gegen solche Gewaltthaten; aber man warnte sie, sie sollten sich nicht in „Politik“ mischen. Diese erste Gewaltthat war das Zeichen zu vielen anderen: Kirchen wurden geplündert und entweiht, so daß sich die geistliche Behörde gezwungen sah, die Gotteshäuser zu schließen. Der bischöfliche Administrator der Warschauer Diocese, Vianobskeski, wurde zum Tode verurtheilt, und 60 Priester wurden in die Citadelle geworfen. Vom 1. Januar 1862 bis 20. Juli desselben Jahres wurden nicht weniger als 14 833 Personen für „religiöse Vergehen“ mit Gefängniß bestraft, und das Alles vor dem Ausbruche des bedauerlichen Aufstandes, welcher am 24. Januar des darauffolgenden Jahres gelegentlich einer Rekrutenaushebung stattfand.

Nach Bewältigung der unseligen Empörung konnte man mit neuer Kraft an die „Bekehrung“ der lateinischen Sprengel Polens gehen. Schon im Jahre 1871 war der Plan einer slavisch-katholischen Nationalkirche ausgearbeitet, welche als Uebergang zur orthodoxen Kirche gelten sollte. Bereits Peter der Große, sagt die Denkschrift, habe die Gefahr von zwei Gewalten im Staate erkannt. Der Einfluß des Papstes auf die katholischen Polen müsse also vollständig vernichtet werden. Eine polnische Nationalkirche sei dazu das geeignete Mittel. Man müsse aber die Sache so unschuldig als möglich einfädeln und der Regierung vom „Volke“ vorschlagen lassen. Die zu diesem Zwecke verfaßte Erklärung müsse ausdrücklich hervorheben, daß die Unterzeichner den Grundfäken der katholischen Kirche treu bleiben und den Papst als ihr geistiges Oberhaupt anerkennen; nur das Recht, sich in die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Rußland einzumischen, müßten sie ihm versagen, und bäten daher, den Namen „römisch-katholisch“ in „katholisch-slavisch“ umzuwandern. Statt des Papstes sollte das katholische Collegium in St. Petersburg, in welchem Protestanten und Schismatiker aßen, die kirchlichen Angelegenheiten ordnen. Diese National-

Kirche werde dann gewiß der völligen Einverleibung in die orthodoxe Kirche und der Unterordnung unter die heilige Synode keine Schwierigkeiten machen. Als Urheber dieses Planes gilt der Nachfolger Siemiaszko's, der abgefallene Metropolit Makary.

Daß der teuflischen List, welche in dem mitgetheilten Plane sich ausspricht, die rohe Gewalt stets zur Seite ging, mag man den folgenden Thatfachen entnehmen. Im Jahre 1863 wurden 11 Priester erschossen oder erhängt; von 1864—1867 wurden 14 lateinische Klöster unterdrückt, 140 Kirchen geschlossen. Von 1856—1871 haben im Ganzen gegen 250 Kirchen dasselbe

Schicksal gehabt. Die große Zahl der seither unterdrückten ist uns nicht bekannt. Im Jahre 1871 gab es noch 781 lateinische Pfarz- und Filialkirchen. Natürlich ist auch die Zahl der Candidaten für den Priesterstand schrecklich gesunken; 1856 zählte die Wilnaer Diocese 107, 1873 nur noch 30. Vor kurzem verkündete der Minister des Innern, daß die lateinischen Bischöfe in ihren Bistümern nur noch die Oberaufsicht über die Priester und den Gottesdienst haben sollen, da die eigentliche Leitung der Diöcesen Sache der Generalgouverneure der Regierung sei. Infolge dessen wurde einigen Bischöfen die Visitation ihres Sprengels gänzlich unterzagt und jeder Priester mit strengen Strafen bedroht, der ohne besondere Erlaubniß der Regierung die Visitation seines Bischofs zulasse. Obgleich im Jahre 1884 allein im Warschauer Bezirke 66 neue schismatische Kirchen gebaut wurden, hat man den Lateinern doch aufs Neue einige Kirchen weggenommen und alle lateinischen Gotteshäuser als „gemeinsam“ erklärt, indem man den Popen erlaubt, in denselben zu taufen und Ehen einzussegnen. Natürlich ist das nur der Vorbote gänzlicher Wegnahme aller lateinischen Kirchen. 300 Priester schmachten noch in Sibirien, manche seit mehr als 20 Jahren. Jahrelang mußten einige in den dortigen Bergwerken arbeiten, während andere sich nach Belieben ihren Unterhalt suchen dürfen; alle aber haben Entseßliches zu leiden. Wir werden in dem nächsten Aufsatze versuchen, unsern Lesern einen Begriff von dem Leben der Verbannten in Sibirien zu geben. Ihre Qualen sind oft so groß, daß im Jahre 1884 in Tuning fünf Priester wahnsinnig wurden; leider nicht die ersten Beispiele! 39 Priester sind vor einigen Wochen aus Sibirien entlassen worden; indeß will die Regierung



Msgr. Gryniowski, Bischof von Wilna.

teinischen Kirchen. 300 Priester schmachten noch in Sibirien, manche seit mehr als 20 Jahren. Jahrelang mußten einige in den dortigen Bergwerken arbeiten, während andere sich nach Belieben ihren Unterhalt suchen dürfen; alle aber haben Entseßliches zu leiden. Wir werden in dem nächsten Aufsatze versuchen, unsern Lesern einen Begriff von dem Leben der Verbannten in Sibirien zu geben. Ihre Qualen sind oft so groß, daß im Jahre 1884 in Tuning fünf Priester wahnsinnig wurden; leider nicht die ersten Beispiele! 39 Priester sind vor einigen Wochen aus Sibirien entlassen worden; indeß will die Regierung



sie jetzt zum Schisma oder zur „Ablegung der geistlichen Würde“ zwingen. Das Land zu verlassen, gestattet sie ihnen nicht.

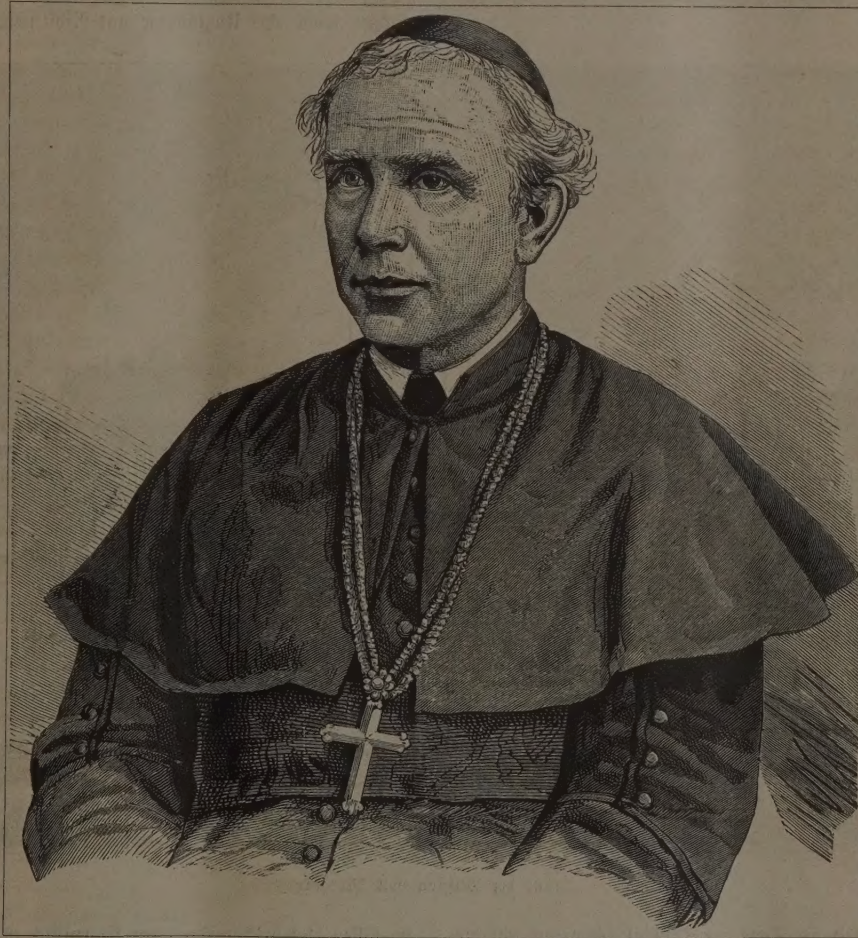
Daß die russische Regierung bis in die allernueste Zeit ihrem Verfolgungssystem gegen die katholische Kirche Polens treu blieb, beweist die Verbannung des Bischofs von Wilna Anfangs Februar des letzten Jahres. Erst am 15. März 1883 hatte Msgr. Hryniewicki in Folge einer Verständigung mit dem apostolischen Stuhle, welche leider unerfüllte Hoffnungen erweckte, den Stuhl der großen Diocese Wilna bestiegen, der seit der Verbannung Bischof Krasinski's, im Jahre 1864, also volle 20 Jahre, verwaist gewesen war. Niemand hätte gedacht, daß auch dieser Bischof seinem Vorgänger so rasch in die Verbannung folgen müßte; war doch Hryniewicki als Privatlehrer der Kinder Alexanders III. und als ein Zögling des Seminars von Petersburg der russischen Regierung so genehm, daß Rom längere Zeit Bedenken trug, seine Ernennung zu bestätigen. Aber wie schon so oft, täuschte sich die Regierung in der Erwartung, ein gefügiges Werkzeug an dem noch jugendlichen Bischofe zu erhalten. Hryniewicki erfüllte seine Hirtenpflicht mit apostolischem Muth. Er sah sich zu Anfang 1885 gezwungen, gegen einige sittenlose Priester einzuschreiten, welche offen für das Schisma wirkten und deshalb von

der Regierung beschützt wurden. Ferner warf man dem Bischof vor, daß er nicht russisch, sondern polnisch predige, was von seinen Zuhörern doch allein verstanden wurde. Endlich beschuldigte man ihn, er habe mit Rom verkehrt und die Interessen des apostolischen Stuhles mehr berücksichtigt, als diejenigen der russischen Regierung. Er wurde deshalb nach Petersburg abgeführt, wo ihm sein Schicksal eröffnet werden sollte. Die Abreise des Bischofs machte einen gewaltigen Eindruck. Obgleich dieselbe nach Möglichkeit verheimlicht und eine späte Abendstunde gewählt worden, waren doch Tausende auf dem Bahnhofe versammelt. Die Polizei besetzte in dichten Reihen die Zugänge;

als aber der Bischof erschien, war es ihr nicht möglich, das Volk fernzuhalten, welches schluchzend niederkniete, um den letzten Segen des Bischofs zu empfangen, dessen Schicksal nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Bischof Hryniewicki gab seiner Herbe tief ergriffen den Segen und sagte unter Anderem: „Weinet nicht! seid stark! Wenn ich nicht mehr in eurer Mitte weilen darf, so möge wenigstens mein Geist und meine Lehre bei euch bleiben. Verlieret den Muth nicht! steht treu im Glauben. Gebt ein gutes Beispiel euren Nachbarn, auch euren Priestern, welche in größerer Gefahr schweben als ihr selbst. Unsere einzige Hoffnung ist Gott!“ Er sagte ferner: „Man hat geltend gemacht, ich sei widerspenstig; wenn widerspenstig so

viel bedeutet, als unsere heilige Kirche und unseren Glauben verteidigen, dann will ich in solcher Widerspenstigkeit verharren bis zum Tode.“

In Petersburg wurde der Bischof nicht einmal vom Grafen Tolstoi empfangen, sondern es wurde ihm einfach mitgetheilt, der Zar habe geruht, ihm Jaroslaw zum Orte seiner Verbannung anzuweisen. Sofort mußte er unter Begleitung eines Polizisten den Moskauer Zug besteigen und seinem traurigen Verbannungs-orte an der Wolga zuweilen. Jaroslaw ist schon durch einen andern katholischen Bekenner geheiligt, durch den ehrw. Msgr. Jelsinski,



Msgr. Jelsinski, Erzbischof von Warschau.

Erzbischof von Warschau, welcher 20 Jahre, von 1863—1883, daselbst im Exile lebte. — Mit der Verbannung des Bischofs war übrigens der Wilnaer Fall keineswegs erledigt. Hryniewicki hatte den Domherrn Harasimowicz zu seinem Stellvertreter für die Leitung des Sprengels ernannt. Die Regierung wollte natürlich eines ihrer Werkzeuge auf den „erledigten“ Stuhl von Wilna bringen. Fürst Kantakuzen, der Director der nichtorthodoxen Culte, berief den Domherrn nach Petersburg und forderte ihn auf, die Administration sofort niederzulegen. Harasimowicz erklärte, er könne nur vom Bischofe Hryniewicki oder vom apostolischen Stuhle von seinen Pflichten entbunden werden. Darauf



antwortete der Fürst: „Wir haben jetzt mit der päpstlichen Curie keine Beziehungen. Da Sie nicht freiwillig dem Amte entsagen, werden Sie vorläufig in Welst internirt. Falls die Regierung erfährt, daß Sie, wie Bischof Hryniewicki, einen Stellvertreter ernannt haben, wird man Sie nach Koly deportiren. Gleichzeitig erkläre ich Ihnen, daß das Wilnaer Kapitel, welches den Befehl der Regierung nicht erfüllte, nunmehr keine Bischofswahl vornehmen darf. Die Regierung selbst wird die Administration übernehmen, aber auch nur provisorisch, weil die Wilnaer Diocese ganz aufgehoben wird.“ Wir bemerken, daß Welst ein elendes Nest an der Waga, einem Nebenflusse der Dwina, im Gouvernement Wologda, tief im Innern Rußlands ist, Koly aber im Gouvernement Archangelst hoch oben am Eismeere liegt.

Das Ende der Verfolgung, aus welcher das eben mitgetheilte Ereigniß von Wilna ja nur ein kurzer Zwischenfall ist, kann ohne ein besonderes Dazwischentreten der göttlichen Barmherzigkeit nur ein sehr trauriges sein. Das alte glaubensvolle Geschlecht, das sich den Ränken Siemiaschko's und der Gewalt des Zaren so kräftig widersetzte, stirbt immer mehr aus. Seine Kinder, die ohne Priester und Religionsunterricht heranwuchsen, hegen zwar einen tiefen Groll gegen das russische Joch; aber Glaube und Religion haben in ihren Herzen abgenommen. Wenn die russische Verfolgung auch noch während des nächsten Geschlechtes fortdauert, so ist sehr zu fürchten, daß der katholische Glaube in den ehemaligen polnischen Gebietstheilen erlischt. „Orthodoxe“ wird der Zar freilich nicht aus den Verfolgten machen, wohl aber Ungläubige und Nihilisten. Beten wir, daß



Brand der Mission von Wrogoro.

Gottes Barmherzigkeit die Tage der Trübsal kürze und daß die Söhne des hl. Kasimir und des hl. Josophat den Glauben ihrer Väter nicht verlieren.

In letzter Zeit geht Rußland gegen die Lutheraner in den Ostseeprovinzen ähnlich voran wie gegen die Katholiken. Auch

sie sollen „belehrt“ werden, um sie russisch zu machen. Es wäre nicht unmöglich, daß die Entrüstung, die sich ob diesem Vorgehen bereits lebhaft zu regen beginnt, auch den schon seit mehr als hundert Jahren und viel schlimmer verfolgten Katholiken zu gut käme. (Fortsetzung folgt.)

## Kreuz und quer durch Banguabar.

(Schluß.)

### 4. Wieder über den Aingani.

An den Schicksalen der Mission von Wrogoro kann man sehen, wie viel Opfer und Leiden in den Fundamenten liegen

müssen, damit solch ein Gottesbau fest stehe. Nachdem wir der Gründung beigewohnt, dürften unsere Leser theilnehmend nach den näheren Umständen des Unglücks fragen, das wir im vorigen Jahr mit dürren Worten eben nur anzeigen konnten



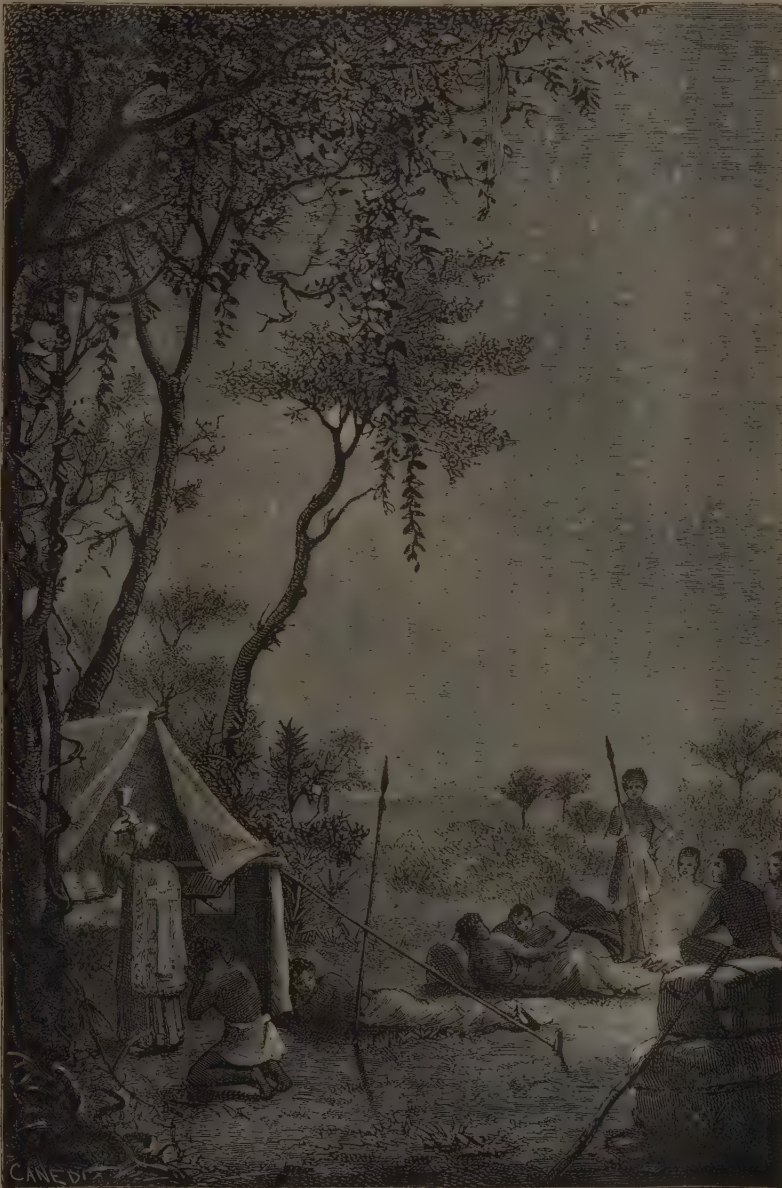
(Jahrgang 1885. S. 179). Wir tragen dieselben hier nach, indem wir Reiseberichte Mgr. Courmonts, des apostol. Vikars von Sansibar, auszugsweise mittheilen. Mgr. Courmont hatte im März 1884 die Leitung seiner soeben von Leo XIII. zum apostol. Vikariate erhobenen Mission angetreten und wünschte sobald als möglich eine Visitationsreise nach dem Innern von Zanguebar vorzunehmen. Dringende Geschäfte hielten ihn bis zum October in Sansibar und Vagamoyo. Endlich konnte er sich auf die Reise begeben, deren nächstes Ziel ein Besuch in Mtogoro war, das fernere die Gründung einer neuen Niederlassung, zwar nicht in Usagara, wie die Leser nach dem letzten Briefe P. Le Roy's vermuthen werden, sondern im südlichen Uvami. Es wurde beiläufig derselbe Weg eingeschlagen, den die Karawanen immer zu nehmen pflegen und den wir auch schon wiederholt kennen lernten. Fröhlich war der Auszug, und auch die Missionäre waren guten Muthes, so lange es durch die dunkelgrünen Gänge hindurchging, die von Kokosnussbäumen gebildet werden. Mgr. Courmont war von P. Baur begleitet, der auch wieder mit ihm nach Vagamoyo zurückkehrte; von P. Daull und Bruder Acheul, die in der neuen Station bleiben sollten. Dazu kamen einige junge Christen und viele Träger. — Schon am Ringanisfluß erhielt sie die Trauernachricht. Ein Bote kam von Utwere her und brachte einen Zettel, auf welchem mit der vor Erregung zitternden Hand P. Gommengingers geschrieben war: „Verheerende Feuersbrunst! Unsere ganze Station, Kapelle, Magazine und fast alle Häuser sind eingäschert.“

Was war zu thun? Mgr. Courmont meinte zunächst, sein Besuch würde den Verunglückten nur Verlegenheit bereiten. Doch

wurde es ihm andererseits allzu hart, P. Gommenginger nicht wenigstens die Wohlthat freundschaftlicher Theilnahme zu erweisen. Zudem war die Karawane gut ausgestattet, so daß deren Ankunft manche Erleichterung gewähren konnte. Schwere Herzen zogen sie denn weiter. Es ist der uns bekannte Weg an der Grenze von Udoö vorüber. Dort, wo die PP. Baur und Le Roy zur Regenzeit fast ertrunken wären, konnte man jetzt verschmachten. Damals wußten die Reisenden vor Wasser nicht wohin; diesmal standen sie, als ein kurzer Regenschauer endlich niederging, alle mit offenem Munde unter oder neben dem Regenschirm, daß das an den Rippen deselben spärlich niederrieselnde Bächlein sich in die vertrocknete Kühle ergießen mußte.

Mgr. Courmont verzeichnet voll Freude in seinen Reise-notizen, daß es ihm gelang, auf der ganzen Reise täglich die heilige Messe zu lesen. Das verlangt viel Energie vom Missionär; denn lang vor allen Lagerge-nossen muß er aufstehen, und das ist nach den Strapazen eines Marschtages kein geringes Opfer.

Erst ist das Zeit in Ordnung zu bringen, d. h. soviel es angeht, in eine Kapelle zu verwandeln. Alsdann packt man die heiligen Gewänder und Gefäße aus und richtet den Altar auf. Es nimmt oft geraume Zeit in Anspruch, einen Platz zu finden, wo nicht jede Kniebeu-



Eine Messe in der Wildniß von Zanguebar.

gung den Priester in bedenkliches Schwanken bringt. Ist dieß Alles geschehen, so beginnt die heilige Handlung. Wie dem Missionär wohl zu Muth ist, wenn er an den Altar tritt mitten im Heidenland, bei lautloser Stille, über sich die mond-helle Wölbung des Himmels? (Vgl. obiges Bild.) Zahllose Lichter leuchten dazu, die hell-schimmernden Sterne, und gleich einer



silbernen Chorlampe ist der Mond an der Domkuppel des Weltenraumes beseligt. Palmen stehen um den Altar und verneigen sich; Blumen ringsumher hauchen, wie in Anbetung, ihre Düste aus. Und wie mag dem Missionär sein, wenn Christus auf dem Altar ist und dort erscheint, wo er noch nie war, der Weltheiland, und wie, wenn er ihn nach kurzer Anwesenheit wieder verschließen muß in der eigenen opferfrohen Brust, als dem einzigen Tabernakel, das für Gottes Gegenwart dort bereitet ist? Wohl mögen heilige Engel sich schaarenweise einfunden, wohl die Schutzengel der Nachkommen Chams ihre fluchbeladenen Schützlinge dem Heilandsherzen empfehlen, wohl mögen sie durch die weite Himmelswölbung und die helle Sternenwelt ihr „Gloria in excelsis“ hindurchjubiliren; aber keine menschliche Seele weiß, was da geschieht, keine

kömmt, um mitzuopfern, anzubeten, Theil zu haben am heiligen Sacrament... das ist eine andere Einsamkeit, die den Missionär umgibt, nicht die weihvolle der Nacht — nein, die schaurige des Kirchhofs. So still sind nur Todte, weit und breit todte Herzen, weit und breit todte Seelen. — Wenn die Oster Sonne über dem Kirchhof aufgeht, dann ergrünen die Blumen, am verwitterten Kreuz vom Frühlingsmorgenlicht umflossen strahlen die goldenen Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“; sie leuchten manch einem selige Hoffnung in's wintertodte, schmerzestharre Herz. Und wenn nun im Heidenland zum erstenmale von der Hand des Priesters Christi hochheiliger Leib zum Himmel erhoben wird, dann flammt ein gnadenspendender, frühlingbringender Sonnenstrahl aus dem Herzen Jesu über die Grabhügel dieses geistigen



Der Baum des Streites am Ufer des Ruwu.

Todtenreiches, verheißend, daß demaleinst auch hier des Satans Herrschaft gebrochen und die Seelen zur Auferstehung des Gnadenlebens erweckt werden.

### 5. Der Brand von Mrogoro.

Seit dem 8. December 1881, wo Mrogoro gegründet und unter den Schutz der Unbefleckten Empfängniß gestellt worden, wuchs es rasch und stetig heran. Als die Kapelle mit den vereinten Kräften Aller vollendet war, begann man den Bau des Missionshauses und einiger gemeinschaftlichen Magazine. Auch die einzelnen Häuschen wurden immer zahlreicher, weil zahlreicher die Familien. Die weiten Landstrecken waren vertheilt, die Fruchtbarkeit des Bodens hatte sich bewährt und es begann

ein gewisser Wohlstand, nicht zwar nach europäischen, wohl aber nach afrikanischen Begriffen. Es ist eine große Freude für den Missionär, wenn er wahrnimmt, daß aus seiner Missionsanstalt nach und nach eine Gemeinde wird, d. h. daß seine großen Kinder allmählich selbständig werden, das christliche Leben in ihnen wurzelsest ist und die Uebungen desselben ihnen immer leichter werden. So stand es auch in Mrogoro, und P. Gommenginger machte schon Feldzugspläne zur Missionirung der heidnischen Nachbarn, als der Brand vom 3. October 1884 das Missionshaus einäscherte und auf lange Zeit hin P. Gommengingers Arbeitskraft dort fesselte. Es war nach des Paters Anweisungen ein Backofen errichtet worden, welcher der Gemeinde gute Dienste leistete. Am genannten Tage wollte er



nicht ziehen. Da versuchte jemand zwei Bündel Stroh in den Schlund zu schieben, konnte sie aber nicht tief genug hineinbringen. Nur einige Schritte entfernte er sich rasch, um einen Stock zu holen, mit dem er nachhelfen wollte. Allein mittlerweile fingen die Strohbindel am Rande des Ofenloches Feuer, und die Flamme legte von da flugs empor zu dem mit Stroh gedeckten Dach. (Eine andere Art der Dachbekleidung kennt man dort nicht.) An dieses Haus stießen einige andere gleichfalls mit Stroh gedeckte; dazu blies noch heftiger Wind, und so flog die Lohe von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, und bald war der ganze Platz, auf dem die bedeutendste Häusergruppe stand, ein einziger Feuerherd. Die armen Christen rangen die Hände, liefen wie verzweifelt umher und waren so bestürzt, daß P. Gommenginger an ihnen kaum Hülfe fand. Augenblicklich

war er zur Kapelle geeilt und hatte das allerheiligste Sacrament hinausgetragen, Dr. Theonas O'Donnell rettete mittlerweile die heiligen Gefäße und einige heilige Gewänder; alles Uebrige fraß die Flamme. Dann eilten sie zu den Magazinen; dort lagen Pulvervorräthe und einige Waaren, die G. Bloynt, ein europäischer Händler, bei ihnen geborgen wissen wollte. Dann war nichts mehr zu thun. P. Gommenginger stand inmitten der schluchzenden Gemeinde und dankte Gott, daß kein Menschenleben zu Grunde gegangen. Von dem eigentlichen Dorf blieb kaum ein Haus bewohnbar, nur einige seitabliegende hatte die Flamme verschont; alle Vorräthe waren zu Asche verbrannt; alle Tauschwaaren ein Raub der Flammen (vgl. das Bild S. 146). Ihren kleinen Wohlstand hatten die Bewohner mühsam errungen und schnell eingebüßt, bettelarm mußten sie



Der Ringani bei Tunungo.

von Neuem beginnen. Die eingeborenen Nachbarn aber mißbrauchten die Nothlage der Weißen, um die Preise alles dessen, woran jetzt in Mrogoro bitterer Mangel war, unverschämt in die Höhe zu treiben.

14 Tage nach dem Brande traf Msgr. Courmont in Mrogoro ein. Seine Ankunft hätte fast ein neues Unglück im Gefolge gehabt. Zu seiner Begrüßung und als Zeichen seiner Ankunft wurde geschossen, leider mit so wenig Vorsicht, daß abermals ein Dach Feuer fing. „Moto, Moto!“ (Feuer, Feuer!) schrien die Leute entsetzt und liefen davon. Zum Glück wehte kein Wind und so fielen nur zwei Dächer der Flamme zum Opfer. Die Anwesenheit Msgr. Courmonts war begreiflicherweise für die Abgebrannten eine wahre Wohlthat.

Nach der zweiten Feuersbrunst hätte man wohl meinen können, daß dem Sprüchwort „Ein Unglück kommt nie allein“ Genüge geschehen sei. Aber es sollte über Mrogoro und seinen Missionär hereinbrechen, wie über den alten Dulder Job.

Die Ziegen- und Schafheerde der Gemeinde, etwa 30 Stück, war kein Reichthum, aber man war doch froh, sie gerettet zu haben. Als nun mehrere Nächte hindurch müßes Leopardengebrüll in erschrecklicher Nähe vernommen wurde, untersuchte man sorgfältig die Höhe und Widerstandsfähigkeit von Zaun und Stallthür und überzeugte sich, daß nichts zu besorgen sei. Eines Morgens nun stürzt der Hirt herbei und bringt die Hiobspost, alle Thiere seien erwürgt! Die böse Bestie hatte sich mit solchem Ingrimm auf das Stalldach gestürzt, daß es ihr



gelingen war, es durchzudrücken und so mitten in die Herde hineinzufallen. Die Thiere hatten alle dieselbe klaffende Wunde am Hals; mit scharfer Krallen hatte der Leopard ihnen die Pulsader durchgerissen, um, sich am Blut zu ersättigen; bluttrunken war er dann auf demselben Wege gekrochen, auf dem er gekommen war. Nun hatten P. Gommenginger und die Seinigen ihr ganzes Vieh und Gut verloren: ihm und seinem treuen Gefährten Br. Theonas O'Donnell blieb nichts, als der Trost, den sie sich gegenseitig boten. Aber auch diese Stütze entzog Gott dem Missionär. Das Unglück der Mission hatte den Arbeitsmuth des Bruders nicht gebrochen, sondern verdoppelt; allein für seine erschütterte Gesundheit war es zu viel gewesen. Es befiel ihn ein heftiges Fieber und zusehends schwand er dahin. P. Gommenginger sagte ihm eines Tags: „Lieber Bruder, schon werden Sie heimgesucht in den Frieden des Himmels nach den Freuden des Herrn.“ Erst erkannte der Kranke, doch war er gleich gefast. Wer mit dem hl. Paulus sagen kann: „Christus ist mein Leben“, der mag auch getrost hinzufügen: „und Sterben mir Gewinn.“ Noch verrichtete er ein Gebet für seine Eltern und wollte den Ausdruck seiner Dankbarkeit an sie bestellt wissen, und schon hatte er mit dem Diesseits abgerechnet und abgeschlossen. Ob je ein Kind seinen Eltern inniger dankt, liebevoller ihrer gedenkt, wirksamer für sie betet, als der in fernen Landen sterbende Missionär, dem sie das Leben gaben, welches für Gott hinopfern zu dürfen ihm süßester Trost ist?

Ende November begrub man den Bruder auf dem Friedhof, den er selbst abgesteckt und hergerichtet hatte. Vier Wochen früher war Msgr. Courmont nach dem südlichen Ufami hin abgereist. Sein nächstes Reiseziel war Tomondo.

#### 6. Neue Niederlassung und Kreuzerhöhung.

In Tomondo angelangt, sahen die Reisenden auf den ersten Blick, daß dieser Ort sich zur beabsichtigten Niederlassung nicht eigne; die häufig wiederholte Versicherung des Häuptlings, es sei darum ein so vortrefflicher Platz, weil so viele Mohammedaner-Karamanen vorbeizögen, bestärkte den apostol. Wikar erst recht darin, sich bald fortzubeben. Sie erreichten binnen Kurzem Kujagira und wurden daselbst von dem gleichnamigen Häuptling wieder sehr gut empfangen, mit seiner Günst beglückt und mit einem Hahn beschenkt. Hier gefiel es den Missionären vortrefflich: freundliche Nachbarn, fruchtbares Hügel land, fern von Heerstraßen und Fieberlümpfen. Dazu kam, daß ihnen der Häuptling einen besonders guten Eindruck machte. Während die anderen zumeist durch zudringliche Gefälligkeit, die nur schlecht verhüllte Habsucht ist, lästig werden, war dieser zwar etwas zurückhaltend, aber auch völlig uneigennützig. Sein Wesen war durch Würde und Einfachheit ausgezeichnet, durchaus ehrlich und vertrauenswürdig. Darum fand er auch allenthalben in Achtung und Ansehen. Sein Rath war voll Ueberlegung, voll Reife und Weisheit. Ohne hart oder herrisch zu sein, hielt er auf strenge Zucht und gute Ordnung. Msgr. Courmont bemerkt, es fehle ihm gar nichts, als das Unerläßliche: Christ zu sein. Um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, gab es Ausrufer, die jeden Abend ihres Amtes walteten. In einem Nachmittags zeigten sich verdächtige Schleiher in der Lagnähe. Es wurde dem Häuptling angezeigt und Abends rief man schon folgende Verfügung aus: In der Nähe der Zelte der weißen Männer dürfe niemand stehen bleiben; wer dort vorbeigehe, müsse husten, damit es nicht scheine, als spio-

nire er. Und das war so ernst gemeint, daß nach dieser Verkündigung den Missionären bedeutet wurde, sie dürften auf jeden Dämmerhandelnden Feuer geben. Kujagira hatte dem Stammeshäuptling Mwenge-mku vom Vorhaben der Missionäre Anzeige gemacht; denn ohne dessen Zustimmung dürfte die Niederlassung nicht gegründet werden, ja er war es sogar, der eigentlich die Abgrenzung und Schenkung vornehmen mußte. Anfanglich etwas kühl, gab er doch einige Hoffnung. Es wurde eine große Häuptlingsversammlung berufen, in welcher die weißen Männer ihre Bitte vortragen sollten. P. Baur meinte, das sei der richtige Augenblick, um alle mögliche Großmuth an den Tag zu legen. So wurde denn ein Kaffee gebrant und aufgetragen, carrirte Stoffe, gefranzte Gewebe, hohe Mähen und dergleichen ausgepackt, aufgelegt und angeboten. Am folgenden Tage wurde den Missionären guter Bescheid, sie sollten bald zu Mwenge-mku kommen, damit die Uebergabe statthaben könne. Am demselben Tage hatten die Missionäre eine Begegnung, die bald, wie Msgr. Courmont schreibt, die traurigsten Folgen gehabt hätte. Ein Mann, der sich Bumboma nannte, suchte die Bekanntschaft der Missionäre, war äußerst zuvorkommend und bot ihnen seine Dienste an. Er trug den goldverbrämten arabischen Mantel, einen Turban, einen Dolch und war von einer Schaar bewaffneter Sklaven begleitet. Die Missionäre lehnten dankend ab, weil sie nicht recht wußten, wozu sie noch eines weitem Beschützers bedürften. Abends kam ein Bote des Bumboma und brachte Geschenke. Dieselben wurden erwidert und nun meinte Msgr. Courmont des dienstbeflissenen Arabers ledig zu sein. Am folgenden Morgen brach man auf, um sich zu Mwenge-mku zu verfügen; da fand sich Bumboma wiederum ein und schloß sich ohne Weiteres an. Offenbar war seine Anwesenheit dem Mwenge-mku sehr wenig willkommen, er schien sehr einsilbig und machte eine finstere, mißtrauische Miene. Er ging das linke Ufer des Ruwu entlang, bis man an einen hohen Baum kam (vgl. Bild S. 148). Dort blieb der Stammeshäuptling stehen; an das weitausgreifende Wurzelwerk gelehnt, beschrieb er mit einer Haltung, in der Ruhe und Würde sich ausprägte, den Boden, welcher Eigenthum der Weißen werden solle. Da unterbrach ihn plötzlich die zornig kreischende Stimme Bumboma's: „Was du verschenken willst, gehört nicht dir; mein ist es und an mir, es abzutreten.“ Wie ein gereizter Panther schnellte Mwenge-mku in die Höhe, zitterte vor Wuth und brach in die Worte aus: „Schändliche Schlange, spei! nur dein scheußliches Gift! Wie — mir gehört nicht, was meinen Vätern allezeit war und was ich ererbt habe? Von morgen an gehört Grund und Boden hier den weißen Männern, und hast du irgend etwas dagegen, dann hast du es mit mir zu thun.“ Die Missionäre erschrafen nicht wenig ob des jähen und argen Streites; schleunigst suchten sie zu vermitteln. Msgr. Courmont versicherte, sie seien Männer des Friedens, und ehe sie gestatten würden, daß es um ihrer willen zu Kämpfen käme, würden sie sonder Verzug sich fortbegeben. Nach und nach gelang es dem hochw. Herrn, die Aufgereigten zu besänftigen. Allein es blieb doch der Schatten gestörter Eintracht; die Wetterwolke drohender Fehde hatte sich noch nicht verzogen. Die Missionäre wußten nicht, woran sie seien, ob es sich empfehle, gleich fortzugehen, oder zuwarten, bis die Gemüther völlig beruhigt wären. Nach zwei Tagen peinlicher Zweifel kam Kujagira und bald auch Kasoko, der Bruder Bumboma's, und versicherten die Missionäre, sie könnten in aller Ruhe ihr Eigenthum antreten. Was war geschehen?



Bumboma hatte seinen Eigensitz unbewacht gelassen. Da waren die Massittis darüber hergefallen und hatten Alles verheert und geplündert. Nun war er in so übler Lage, daß er seinen Ansprüchen unmöglich Nachdruck geben konnte und darum klein beigab. Diese Massittis sind ein räuberisches Nomaden-volk, das vom Annectiren lebt. Sie sollen ein Zweig der Zulus sein. Unhörbar und glatt wie Schlangen gleiten sie durch die Prärie und überfallen friedliche Dörfer. Freilich eine unangenehme Nachbarschaft für die neue Missionsstation; dafür sind die übrigen Nachbarn gut und zuverlässig, und gern gewillt, die Missionäre zu schützen.

So stand kein Hinderniß mehr im Wege und Msgr. Courmont zog noch mit hinaus nach Tunungo: so heißt die neue Grünung. Nun gab man sich wieder an's Reuten und Roden, an's Zimmern und Bauen (vgl. Bild S. 152). Auf Msgr. Courmonts Geheiß wurde zunächst ein schlanke Kreuz verfertigt, damit es auf einem nahen, hochragenden und an-

mutigen Berggipfel aufgerichtet werde. Die jungen Christen trugen es hinauf, und die Priester stimmten den Kreuzeshymnus an:

„Des Königs Banner waltt hervor,  
Hell leuchtend strahlt das Kreuz empor,  
Woran in Tob das Leben sank  
Und Leben in dem Tob errang . . .“

Unter Gebet und Gesang erreichte man den Gipfel. Eine Grube war schon vorbereitet. Das hehre Holz wurde in den Boden eingelassen, Kreuzerhöhung vorgenommen. Und schon steht es weithin sichtbar aufrecht, das Feldzeichen der streitenden Kirche, das Wahrzeichen, in dem der Sieg unser ist (vgl. das Bild S. 153). Ernst und ergreifend klang die letzte Strophe des Liedes, vom Morgenwind über Wälder und Wiesen getragen, bis hinein in die wilden Berge:

„Kreuz, unsere Hoffnung allezeit,  
Grüß dir in dieser Leidenszeit . . .!“

## Nachrichten aus den Missionen.

### Rumänien.

Als Nachfolger Msgr. Paoli's hat Msgr. Palma, ebenfalls aus der Congregation der Passionisten, den erzbischöflichen Stuhl von Bukarest bestiegen. Derselbe nahm sofort mit Eifer die Arbeiten seines Vorgängers auf und ist zunächst mit dem Baue eines Priesterseminars und einer erzbischöflichen Wohnung in der Nähe der Kathedrale beschäftigt. Zu diesem Zwecke hat er die Milthatigkeit Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich angerufen und von demselben ein wahrhaft kaiserliches Geschenk von 40 000 Mk. erhalten. Eine Kirche für den rumänisch-katholischen Ritus soll ebenfalls bald gebaut werden; es ist dies ein Unternehmen, das dem Heiligen Vater ganz besonders am Herzen liegt, der ja mit so großem Eifer an der Herstellung der religiösen Einheit zwischen dem Morgen- und Abendlande arbeitet. So hat denn Leo XIII., trotz seiner beengten Lage, dem neuen Erzbischof für den Bau dieser Kirche 24 000 Mk. zur Verfügung gestellt. Eine größere Studienanstalt und ein Knabenwaisenhaus in der Hauptstadt sind ebenfalls ein Bedürfnis, dem sobald als möglich Rechnung getragen werden muß. Einem Berichte des neuen Erzbischofs an den Vorstand des Vereins der Glaubensverbreitung in Lyon entnehmen wir die folgende Darlegung über die im Allgemeinen günstige Stimmung der Rumänen für die katholische Kirche:

„Im Ganzen ist die Lage der Mission eine gedeihliche. Die Vorsehung scheint den Boden mit jedem Tage für eine reichlichere Ernte vorzubereiten. Bei jeder Gelegenheit zeigt sich die öffentliche Meinung uns günstig. Vielleicht ist Ihnen die herzliche und ehrerbietige Aufnahme bekannt, welche mir bei meiner Rückkehr von Rom zu Theil wurde. Trotz der späten Abendstunde hatte sich das Volk in Schaaren nach dem Bahnhofe begeben, um den neuen Erzbischof feierlich zu empfangen. Alle Klassen der Gesellschaft waren da vertreten, von den Mitgliedern des diplomatischen Corps und den höchsten Würdenträgern bis zu den bescheidenen Handwerkern. Es hat mich wirklich ergriffen, welche Hochachtung diese Schismatiker dem Stellvertreter des Heiligen Stuhles entgegenbringen. Eine große Zahl hochgestellter Personen hatte sich auf dem Bahnhofe eingefunden, während der Hof der erzbischöflichen Wohnung von einer gedrängten Menschenmenge, unter der man mehrere Papen erblickte, angefüllt wurde. Da stand auch ein prächtiger Triumphbogen und man hatte mit viel Geschmack eine Illumination veranstaltet. . . Bis jetzt haben sich diese Ehrfurchtsbezeugungen

noch vermehrt. An jedem Pontificalamt nimmt eine große Zahl Schismatiker theil, und ihre Haltung während des Gottesdienstes ist eine tabellose. So nahm ich noch während der letzten Tage die feierliche Weihe für die Glocken der Kathedrale vor; bei dieser Gelegenheit waren die umliegenden Straßen förmlich vollgepfropft, und auf der Bühne, welche für die hohen Gäste aufgeschlagen worden, sah man neben den Mitgliedern des diplomatischen Corps viele blinkende Uniformen hoher rumänischer Militärpersonen und Männer aus den höchsten Kreisen von Bukarest. Auch in den Straßen der Stadt wird man überall ehrfurchtsvoll gegrüßt. Und nicht nur das Volk zeigt sich gegen uns so freundlich gesinnt; auch der König, die Minister, die hohen Staatsbeamten lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne uns die gleiche Zuneigung zu bekunden. Bei meinem ersten Besuche in dem königlichen Schlosse von Sinaia, einige Tage nach meiner Rückkehr aus Rom, überhäufte mich Ihre Majestäten, der König und die Königin, mit Beweisen ihrer Liebe und versicherten ihre vollkommene Hochachtung für unsern Heiligen Vater, den Papst. Noch neuerlich, als ich den König bei seiner Rückkehr von einer Reise auf dem Bahnhofe begrüßte, dankte mir Seine Majestät und sagte vor den versammelten Staatsbeamten, wie sehr ihn diese meine Aufmerksamkeit freue.

Zwei Thatfachen aus der jüngsten Zeit beweisen, daß diese Freundlichkeit keine hohle Phrase ist. Wie ich oben ausführte, müssen wir bei der Kathedrale ein Haus für das große und kleine Seminar bauen. Nun ist aber der Boden daselbst ungemein theuer, und das kleine Grundstück, das wir dort besitzen, für den Bau unzureichend. Man versuchte Alles, um die angrenzenden Grundstücke zu kaufen, aber die Eigenthümer forderten fabelhafte Preise. Jetzt hat es die Regierung übernommen, dieselben mit Rücksicht auf das öffentliche Wohl zu expropriiren, und stellt mir die Baupläze zur Expropriationssumme zur Verfügung; so erhalte ich sie wenigstens um zwei Drittel wohlfeiler. — Noch neuerlich zeigte sich dieselbe freundliche Gesinnung der Regierung anläßlich eines Unglücks, das die Mission betraf. Ein heftiger Brand zerstörte in einer Nacht Kirche, Pfarrhaus und die katholischen Schulgebäude in der Stadt Campulung. Die Gluth war so stark, daß die Kirchenglocken schmolzen. Der



Cultusminister, dem ich von dem Verluste erzählte, hat mir sofort zwei schöne Glocken geschenkt, welche vordem einem alten schismatischen Kloster nicht weit von Campulung gehört hatten. Ebenso habe ich die Hoffnung, von der Regierung den Bauplatz für die katholische Kirche des rumänischen Ritus geschenkt zu erhalten.

Zum Schlusse meines Berichtes will ich Ihnen eine tröstliche Bekehrung aus diesem Jahre mittheilen. Der Director der israelitischen Schulen von Craiova, ein Mann von ausgedehntem Wissen und makellosem Rufe, kam von selbst auf den Gedanken, die katholische Religion müsse wohl die allein wahre und zum Heile nothwendige sein. Nach einigen Unterredungen mit dem dortigen Missionspfarrer, der ihm die gewünschten Aufschlüsse gab, erlangte er die Ueberzeugung, daß Gott seinen Uebertritt wolle. Sofort legte er sein Amt nieder. Aber die israelitische

Gemeinde der Stadt setzte ein solches Vertrauen auf ihn und schätzte ihn so hoch, daß sie nichts von seiner Abankung wissen wollte, sondern im Gegentheile alle Hebel in Bewegung setzte und sein Einkommen bedeutend zu erhöhen versprach, wenn er nur seine Stelle beibehalte. Doch er blieb unerschütterlich und hörte nur auf die Stimme seines Gewissens; er verließ Craiova und bereitete sich zu Bukarest auf den Empfang der Taufe vor. Ueberzeugt von seiner Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit, schickte ich ihn in das große Seminar, das sich, wie Ihnen bekannt sein wird, provisorisch im Dorfe Ciople, einige Kilometer von der Hauptstadt, befindet. Da ließ aber der liebe Gott eine harte Prüfung über ihn kommen. Während er sich auf die Taufe vorbereitete, stellte ihm der böse Feind vor, dieser Schritt werde seinem Sohne in den Augen der Israeliten ein Brandmal



Bau des Missionshauses zu Tunungo

der Schande ausprägen. Dieser Gedanke setzte ihm so heftig zu, daß er die Taufe aufzuschieben beschloß und außer Landes ging. Drei Wochen später kam er zurück und sagte: „Ich komme mir vor wie ein Schiffer auf hoher See ohne Magnetnadel; es läßt mir keine Ruhe, bis ich getauft sein werde.“ Ich erteilte ihm in Gegenwart der ganzen Gemeinde feierlich die Taufe. Seither ist er im Seminar als Lehrer der hebräischen Sprache thätig, ohne daß er einen Lohn empfängt. Sein Wandel ist sehr erbaulich, und er macht alle gemeinschaftlichen Uebungen der Seminaristen mit.“

### China.

**Apostol. Vikariat Südost-Petscheli.** Die Seelenzahl der Katholiken dieses Vikariats ist noch immer im Zunehmen begriffen

und hat sich seit dem Jahre 1860 mehr als verdreifacht. Damals zählte sie etwa 10 000, heute 33 633 Katholiken. Dennoch hat, wie aus dem folgenden Briefe des hochw. apostol. Vikars Mgr. Bulté S. J. zu entnehmen ist, der französische Krieg auch in dieser nördlichen Provinz lähmend auf die Thätigkeit der Missionäre gewirkt. Der Brief ist datirt, Tschang-kia-tschuang, den 8. December 1885.

„Das Jahr 1885, so fruchtbar an Trübsal und Unglück jeder Art für Annam und die südlichen Provinzen China's, hat uns ebenfalls unsern Theil von Prüfungen gebracht und zwar sehr schmerzliche. Hatten sie doch zur Folge, daß das Werk der Bekehrung aufgehalten wurde. Wir konnten im Laufe dieses Jahres nur 507 Erwachsene taufen, und um eine so niedrige Zahl zu treffen, muß man schon auf das Jahr 1864,



das heißt auf die Anfänge der Mission zurückgreifen. Das ist die traurige, aber unabwendbare Folge der Feindseligkeiten mit China während dieser letzten drei Jahre!

Mit diesen Schwierigkeiten haben sich noch andere verbündet. Da das Frühjahr ungewöhnlich trocken war, ist die erste Ernte in manchen Theilen des Vikariates fehlgeschlagen. Im Juli und August hatten wir dafür so heftigen Regen, daß die Felder mehrere Tage unter Wasser standen. Das hätte noch wenig gemacht, wenn nicht die plötzlich angeschwollenen Flüsse an unzähligen Stellen die Deiche durchbrochen und die Hoffnung der Landbewohner vernichtet hätten. Im Süden überschwemmte der Hoang-Ho, im Osten der Kaiserkanal, im Westen und Norden der Scha-Ho das offene Land, und wo die Ernten nicht gänzlich zerstört wurden, haben sie doch wenigstens großen

Schaden gelitten. Daraus erwächst für dieses sonst schon arme Landvoll große Noth, und wir werden viele Hungernde unterstützen müssen.

Im Juni verloren wir den chinesischen P. Andreas Yu, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, auf den die Mission große Hoffnungen gesetzt hatte. Seit einer Reihe von Jahren leitete er mit ebenso viel Eifer als Erfolg unsere Hauptschule. Einzig mit dieser so folgenschweren Aufgabe beschäftigt, dachte er nicht genug an die Erhaltung seiner Kräfte, und so ließ ihn sein Eifer seinen Schultern mehr aufbürden, als sie tragen konnten. Schon vor zwei Jahren befiel ihn ein hoffnungsloses Leiden. Trotzdem führte er noch ein volles Jahr seine anstrengenden und vielfältigen Arbeiten fort; dann aber begannen die Körperkräfte seine Willensstärke im Stiche zu lassen. Endlich



Errichtung des Kreuzes auf dem Berge bei Tunungo.

starb dieser ächte Missionär in vollster Ergebung und Ruhe den Tod der Gerechten. Sein in den Augen Gottes kostbarer Hingang hat in unseren Reihen eine schwer auszufüllende Lücke gelassen. Möge unser lieber Herr ihm Nachfolger erwecken, welche von demselben Geiste der Frömmigkeit befeelt sind und von gleichem Eifer für das Heil seiner Landsleute erglühn!

Das also waren unsere Prüfungen; aber auch an Eröstungen hat es uns nicht ganz gefehlt. Wir waren Zeugen, wie Schaaren von Neophyten denjenigen, welche sie aufforderten, vom Glauben abzufallen, oder doch wenigstens sich den Schein zu geben, als wären sie abgefallen, großmüthig die Antwort gaben: „Wir sind Christen und wollen in unserer heiligen Religion leben und sterben.“ Mehrere, durch ihre Frömmigkeit

ausgezeichnete Personen haben durch ihr Leben wie durch ihren Tod ein mehr als gewöhnlich erhebendes Beispiel gegeben. Ich will nur den folgenden Zug von einer jungen Mutter anführen: Als diese Frau auf dem Todesbette lag, rief sie unsern Heiland und die heilige Jungfrau mit einer so ergreifenden Frömmigkeit an, daß selbst die umstehenden Heiden sich der Thränen nicht erwehren konnten. In einer Hand den Rosenkranz, in der andern ihr Gebetbuch, betete sie; da auf einmal hält sie, wie in Gedanken verloren, einen Augenblick inne, ruft den Umstehenden zu: „Betet, betet! Seht da die heilige Jungfrau, welche mich zum Scheiden einladet.“ Damit begann sie das Salve Regina (Sei gegrüßt, o Königin), machte eine Bewegung, um sich zu erheben, und gab den Geist



auf. — Ein Missionär wurde durch den Eifer, den ein altes Ehepaar von Achtzigjährigen für den Empfang der heiligen Sacramente an den Tag legte, sehr erbaut. Diese beiden alten Leutchen, welche lange Zeit nicht mehr die Gelegenheit gehabt hatten, sich dem Tische des Herrn zu nahen, unternahmen eine zweitägige Fußreise, um zu beichten und zu communiciren. — Noch ein letztes Beispiel! Ein gutes altes Mütterchen von mehr als 60 Jahren, welches nur mühsam sein tägliches Brod verdient, legt schon lange Zeit für die Anschaffung eines neuen Tabernakels in der Dorfkirche einige Sapeten zurück. Sie denkt eben, man werde dann während der Tage, an denen der Missionär anwesend sei, an Sonn- und Festtagen das heilige Sacrament aufbewahren können, und diese gute Seele, welche den Werth einer solchen Gnade zu schätzen weiß, hofft den Trost zu haben, hingehen und den göttlichen Heiland anbeten zu können.“

### Annam.

**Apostol. Vikariat Nord-Cochinchina.** Die Lage der Mission von NordcochinChina schildert uns P. Dangelzer in einem Briefe aus dem Knabenseminar von An-Ninh unter dem 21. Februar 1886. Wir sehen aus demselben, daß die Depesche General Courcy's von der Zerstörung einer Missionsanstalt (vgl. oben S. 64), welche wir auf das helbenmüthig verteidigte Seminar von An-Ninh bezogen, dessen Belagerung wir S. 59 ff. erzählten, glücklicher Weise nicht auf dieses Seminar zu beziehen ist, indem dasselbe zur Zeit noch besteht. Der Brief P. Dangelzers ist auch eine erwünschte Ergänzung zu den Schilderungen P. Gery's, welche wir in der letzten Nummer S. 126 veröffentlichten:

„Sie werden eine Mittheilung über die augenblickliche Lage unserer Mission dringend wünschen. Daß auch die Provinz Kwang-Binh, die bis jetzt verschont geblieben war, gerade so wie früher die Provinz Kwang-Tri, im Laufe des Januar der Schauplatz von Nord und Brand wurde, werden Sie gehört haben. Die „Gefehrten“ benützten den Augenblick, da die Provinz von französischen Truppen entblößt war, um ihrer Wuth freien Lauf zu lassen. Doch konnten sie nicht so viele Opfer hinwürgen wie anderswo; denn sobald die Christen die dringende Gefahr wahrnahmen, zogen sie sich unter den Schutz der Citadelle zurück, welche die Franzosen besetzt halten. Jetzt durchziehen mehrere Truppenabtheilungen die Provinz, um die Empörung niederzuwerfen. Aber das ist ein langwieriges Unternehmen; denn beim Anmarsche der französischen Truppen verschwinden die Bänder, um alsbald auf einem andern Schauplatz wieder aufzutreten. Nur in der Provinz Hué konnten die „Gefehrten“ ihren Zerstörungsplan zur Stunde noch nicht vollführen. Allein sie haben ihre Absicht keineswegs aufgegeben; die Christen leben überall in großer Angst und suchen sich zu verschanzen und mit Waffen zu versehen. Die Militärverwaltung ergreift ihre Maßregeln; aber trotzdem ist es ganz wohl möglich, daß der Aufstand auch in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, und zwar noch schlimmer als in den anderen Provinzen, zum Ausbruche komme. Um das Knabenseminar von An-Ninh verstärken wir unsere Verschanzungen. Die Christen sind in ihre Wohnungen, in Strohhöhlen, zurückgekehrt. Nach der Cholera haben die Blattern unter ihnen zahlreiche Opfer gefordert, und die Entbehrungen aller Art, die schlechten Wohnungen, die ungenügende Nahrung und Kleidung werden noch andere tödtliche Krankheiten im Gefolge haben. Beim ersten Anzeichen einer Gefahr werden sich alle Christen wieder hinter unseren Wällen bergen, wo wir uns in einer vortrefflichen Stellung verteidigen können. So müssen wir uns täglich kampfbereit halten, bis es den Franzosen gelingt, Thuyet, den

Oberanführer der Aufständischen, todt oder lebendig in ihre Gewalt zu bringen.

**Apostol. Vikariat Süd-Tongking.** Der apostol. Provikar P. Frichot richtete im Januar und Februar an die Directoren des Pariser Seminars für die auswärtigen Missionen mehrere Schreiben, welche den Fortschritt des traurigen Zerstörungswerkes, von dem wir schon so viel zu berichten hatten, in ergreifenden Worten schildern. Wir theilen die folgenden Auszüge mit:

„Ka Doai, 24. Januar 1886. Am letzten 15. December schrieb ich Ihnen, daß unsere Mission schon mehr als 2000 hingemordete Neubefehrte zähle; jetzt müssen Sie zu dieser Summe abermals 600 hinzurechnen, welche zwei Drittheile der Christengemeinden Du Lok und Ki Hoa bildeten. Die Verluste im Bezirke von Dong Thanh sind mir noch nicht vollständig bekannt. Vor einigen Tagen besuchte P. Klingler, von einer Abtheilung französischer Soldaten unterstützt, einige Dörfer dieses Bezirks, um die in's Gebirge geflüchteten Neophyten zu sammeln und zu retten, wenn sie überhaupt nicht bereits dem Hungertode erlegen oder der Wuth der Heiden zum Opfer gefallen seien, welche mit Jagdhunden alle Schluchten und Wälder nach Christen durchstöberten. Am 14. Januar schrieb mir P. Klingler die folgenden Zeilen:

„Zu Nhuan Träsch gibt es keinen Christen mehr. In dem Heidenorte Kwang Lang habe ich acht von Nhuan Träsch gefunden und neun andere, welche verschiedenen Dörfern angehörten. Die Kirche, ein einfacher Holzbau, ist abgebrochen und in dem Fort der Aufständischen neu aufgerichtet worden. Vom Dorfe Dong Trai steht keine Spur mehr. Da ich hörte, auf dem benachbarten Berge hielten sich Christen verborgen, schickte ich ihnen Botschaft, sie möchten ohne Furcht herunter kommen. Nach einigen Stunden kamen die Unglücklichen, 25 im Ganzen, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren noch mehr zu Gerippen abgemagert, als die Leute von Nhuan Träsch. Alle trugen Schößlinge von Bananen, Kräuter und Wurzeln bei sich; das war seit zwei Monaten ihre einzige Nahrung. Ich ließ ihnen sofort etwas Ochsenfleisch reichen und werde sie morgen unter starker Bedeckung Ihnen zusenden, mein theurer Provikar, damit Ihre Liebe für die Unglücklichen Sorge trage.“

Großer Gott, was sind das für traurige Zeiten und welche barbarische Roheit! Als ein Andenken bewahren wir hier ein entsetzliches Schlachtmesser, das man auf dem Schauplatz der Mordthaten gefunden hat. Dasselbe ist mit einer dicken Lage geronnenen Blutes überzogen und hat zur Ermordung der armen Christen gedient. Die Opfer waren so zahlreich, daß die Hentel manchmal ihr Geschäft nur halb vollendeten. Noch heute besuchte mich ein armer Mensch, dessen Familie vordem 13 Personen zählte; er allein ist am Leben geblieben, aber in welchem Zustande! Zwei Finger der linken Hand sind ihm abgeschnitten, und drei breite Narben ziehen sich über seinen Hinterkopf. Der Anblick ist entsetzlich und man staunt, daß er am Leben blieb. Schon mußte sich die Mission, um die Verhungernenden zu ernähren, eine schwere Schuldenlast aufbürden, und ich stehe im Begriffe, abermals Geld zu leihen. Was soll mit uns werden, wenn wir unsere Hilfsmittel erschöpft haben? An vielen Orten weigern sich die Heiden, uns Reis zu verkaufen.

25. Januar. Gott, erbarme dich unser! Das Unglück steigt. Vom 19. November 1885 bis zu den ersten Tagen des Januar 1886 war der Bezirk von Binh Schinh, der 22 000 Christen zählte, schon schwer geprüft worden. 20 Dörfer waren geplündert und 60 Neubefehrte ermordet worden. Aber damit



hatte das Unheil seine Höhe nicht erreicht. Soeben erhalte ich den Brief eines eingeborenen Priesters, welcher aus Vinh Schinh entronnen ist und zur See den Hafen Kua-Lo erreichte. Ich will den Inhalt seines Schreibens kurz zusammenfassen:

Der Commandant Grégoire, welcher sein Hauptquartier im Fort von Dong-Hoi hat, sollte Vinh Schinh, den Schauplatz dieser traurigen Ereignisse, bewachen. In den letzten Tagen des December verfolgte die Vorhut seiner Truppen den Feind bis über Bai Die hinaus. Der Commandant hatte zu diesem Zuge 90 christliche Barken und 50 christliche Träger gemiethet. Sowohl die Fahrzeuge als die Träger mußten an einer bestimmten Stelle Halt machen und die Rückkehr der Truppen erwarten, mit denen sie später nach Vinh Schinh zurückgehen sollten. Als aber die französischen Truppen ausgestiegen und abmarschirt waren, wurden die Barken alsbald von den Aufständischen umringt und die Schiffer erschlagen. Die Barken waren in einer Bucht eingeschlossen, deren eine Seite, von einer Felswand beherrscht wird. Von ihrer Höhe stürzte der Feind gewaltige Blöcke, um die Fahrzeuge zu zerschmettern und in den Grund zu bohren. Nur etwa 20 bis 30 Barken konnten sich retten; alle übrigen gingen sammt der Besatzung zu Grunde. Die Träger wurden auf ihrer Rückkehr von Kôu durch die Aufständischen festgehalten und ertränkt. Meistens band man sie je zwei zusammen und warf sie in's Wasser. Nur zwei dieser Unglücklichen konnten sich losmachen und entkommen. Inzwischen war von den beiden Missionären, welche Vinh Schinh zu versehen hatten, nur P. Pineau auf seinem Platze geblieben; denn P. Tortureaux hatte die Truppen des Commandanten Grégoire als Begleiter und Dolmetscher begleiten müssen. Da benützten die Aufständischen am 7. und 8. Januar die Abwesenheit eines Theiles der französischen Truppen, um die beiden benachbarten Pfarreien Vinh Phuoc mit 1800 und Hoa-Ninh mit 1870 Seelen zu verwüsten. Zwei Elephanten der Rebellen haben Verwirrung und Schrecken in die Reihen unserer Christen gebracht, welche das Feld räumten. Die Zahl der Todten ist mir noch nicht bekannt. P. Thien, ein eingeborener Priester, welcher die Pfarrei von Hoa-Ninh verwaltete, ergriff die Flucht, als er den Kampf entschieden sah; er erreichte die Pfarrei Kôu-Nam, starb aber daselbst nach einer Stunde in Folge seiner Ueberanstrengung und Aufregung.

26. Februar. Endlich habe ich einige genauere Nachrichten über die Vorgänge in Vinh Schinh. Der bedeutendste Posten ist Huong Phuong; deßhalb wurde er mit Kriegsmaterial versehen, damit derselbe eine Belagerung von einigen Tagen aushalten könne, in welcher Frist Entsatz möglich wäre. Die Rebellen hüteten sich aber wohl, ihren ersten Angriff auf diesen Posten zu richten. Sie warfen sich zunächst auf die übrigen Christenörter und verwüsteten dieselben der Reihe nach in den ersten 14 Tagen des Januar. Nach einigen glänzenden Siegen wurden die Christen von der Ueberzahl der Feinde erbrükt und erlagen, da sie auf mehreren Punkten zugleich angegriffen wurden. Kurz, mit Ausnahme von zwei Pfarreien, welche verhältnißmäßig wenig litten, und noch zwei andern, deren Schicksal mir bei der überaus schwierigen Verbindung noch unbekannt ist, sind alle übrigen in Flammen aufgegangen. Alle Vorräthe wurden vernichtet. Zu den 3000 Christen, welche wir in Nghe ernähren müssen, sind jetzt noch 1200 von Vinh Schinh gekommen, die wir vor dem Hungertode zu bewahren haben. Dazu kommt eine unbestimmte Zahl von Christen, welche in die Berge und Wälder gesprengt wurden und welche wir nach

und nach wieder sammeln müssen, wenn sie überhaupt noch am Leben sind.

Nach der Verwüstung der übrigen Pfarreien stürzten sich die Rebellen auf die Pfarrei und Missionsanstalt Huong Phuong; waren sie einmal Herren dieses Platzes, so verfiel der ganze Bezirk den Greueln der Verwüstung. Die Einzelheiten dieser langen Belagerung kenne ich leider noch nicht. Ich weiß nur Folgendes: Einer unserer annamitischen Priester, der hochw. P. Van, verehrungswürdig durch sein Alter und seine Tugend, stellte sich an die Spitze der Vertheidigung und leitete dieselbe mit einer Thakraft und Kaltblütigkeit, welche man bei ihm niemals vermuthet hätte. Von sieben oder acht Katechisten, den entschlossensten Männern des Dorfes, unterstützt, hielt er den Ansturm des Feindes vom 15. Januar bis zum 17. Februar aus, an welchem Tage Huong Phuong durch den tapfern Commandanten Cardot entsetzt wurde.

Einer unserer Missionäre, P. Rième, welcher seit mehr als 25 Jahren die Pfarrei Con Nam verwaltet, konnte sich nicht entschließen, mit einigen seiner Mitbrüder zu entfliehen. Er wollte auf seinem Posten bleiben. Als er sah, daß menschlicher Weise keine Rettung mehr zu hoffen sei, begab er sich in die Kirche, um im Gebete den Tod zu erwarten. Er wurde zusammen mit seinen zwei treuen Katechisten alsbald von den Rebellen ergriffen. Seine weißen Haare und der Ruf seiner Gelehrsamkeit rührten die Henker wenig. Sie schleppten die Gefangenen vor Huong Phuong und schlugen ihnen unter den Augen der Belagerten und um diese zu schrecken das Haupt ab.

Im Augenblicke, da ich Ihnen dieses schreibe, ist auch Ka Doai, mein Aufenthaltsort und die Hauptanstalt der ganzen Mission, auf dem Punkte, von den Rebellen angegriffen zu werden. Der Feind ist über 1000 Mann stark und wird von den umliegenden heidnischen Dörfern noch bedeutenden Zugug erhalten. Drei meiner Mitbrüder und ein annamitischer Priester zogen ihnen an der Spitze unserer Christen entgegen. Der Kampf wird heiß sein. Noch kenne ich seinen Ausgang nicht; aber ich weiß, daß die Missionäre wie die Christen voll Eifer sind und sich das Wort der Machabäer zum Wahlspruche gewählt haben: *Moriamur in virtute! Laßt uns mit Starkmuth sterben!*

### Oceanien.

**Apostol. Vikariat der Sandwichinseln.** Msgr. Koeckemann berichtet an den Verwaltungsrath der Glaubensverbreitung, daß der unsern Lesern wohlbekannte hochw. P. Damian Deveuster endlich das Opfer seiner heldenmüthigen Liebe geworden ist. Im Mai 1873 ließ sich dieser Missionär, dem auch die Andersgläubigen ihre Hochachtung nicht versagen konnten, zu den Ausfägigen auf die Insel Molokai bringen, um diesen Verurtheilten bis zu seinem Tode zu dienen. Man lese den Brief, den er damals seinem Bruder schrieb, im Jahrgange 1874 S. 61 dieser Blätter. Seither hatten wir öfters Gelegenheit, von der hingebenden Wirksamkeit dieses wahrhaft apostolischen Mannes zu erzählen. Jetzt schreibt sein apostol. Vikar, daß derselbe, wie er es schon längst erwartete, ebenfalls von der entsetzlichen unheilbaren Krankheit befallen ist:

„Der Ausfag fordert hier zahlreiche Opfer, namentlich unter den Eingeborenen. Man rechnet augenblicklich etwa 1600 an diesem schrecklichen und grausamen Uebel Erkrankte. Auch der hochw. P. Damian Deveuster ist von dieser Seuche angesteckt. Mit Recht nennt man ihn den Apostel der Ausfägigen; denn mit wahrhaft heroischem Opfermuth hat er als freiwillig Verbannter seit mehr als einem Jahrzehnt unter den von jedem Verkehr mit den Menschen abgesperrten Ausfägigen von Molokai zugebracht. Er ist jetzt das Opfer seiner Liebe; denn die



abstoßende Krankheit hat ihn ergriffen und wird ihn auf dem Wege langer Leiden dem sichern Tode entgegenführen. Er beklagt sich durchaus nicht; denn er hat nie ein anderes Loos erwartet. Die Liebe und Hingabe P. Damians und der Franziskanerinnen, welche die Aussätzigen mit ihm pflegen, macht einen großen Eindruck auch auf die Andersgläubigen zu Gunsten unserer heiligen katholischen Religion.“

Die **apostol. Präfectur der Fidschi-Inseln** ist von einer furchtbaren Cyklone (Wirbelsturm) heimgesucht worden, welche die katholischen Kirchen von Levuka und Loretto verwüstete. Von der letzteren Station schreibt P. Verreux den 5. März 1886:

„Unser liebes Loretto ist nur ein Trümmerhaufen; denn eine Cyklone hat sich gestern über Fidschi entladen und entsetzliches Unheil angerichtet. Als ich bei Tagesanbruch das Meer in unsere Umfriedung einbrechen sah, eilte ich nach der Kirche, um das hochwürdigste Gut zu retten; da riß ein besonders heftiger Windstoß das Dach derselben fort, und in einem Augenblicke stürzte das Heiligthum mit gewaltigem Krachen zu-

sammen. Den Schmerz, den P. Marion und ich beim Anblicke dieser Verwüstung empfanden, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Sie wissen, wie viel Schweiß und Mühsal die Erbauung dieser Kirche dem guten P. Marion gekostet hat. Erst vor zwei Monaten war sie vollendet worden; sie bildete den Gegenstand der Bewunderung aller Besucher, und jetzt ist sie ein Trümmerhaufen. Mitten im Unglücke war es uns ein großer Trost, das Tabernakel unter den zusammengestürzten Balken unversehrt zu finden. Wir trugen das hochwürdigste Gut in unser kleines Spechzimmer und baten den Heiland um die Gnade, daß wir diesen Verlust großmüthig ertragen. Immer noch wüthete der Wirbelsturm und vollbrachte rings um uns sein Werk der Zerstörung. Die Dächer unserer Werkstätten und des Schlafsaals unserer Kinder wurden fortgerissen; die große Katechistenschule wurde vom Erdboden weggehoben und in tausend Stücke zertrümmert. Ein zweites Schulgebäude, das wir soeben vollendet hatten, wurde gleichfalls zerstört. Haben Sie Mitleid mit uns und schicken Sie Unterstützung!“

## Miscellen.

Aus dem Nachlasse P. Gabriels S. J., welcher am 2. Aug. 1885 in der Nähe von Sumbo am Sambesi gestorben ist (vgl. oben S. 46), theilt uns einer der neu angekommenen österreichischen Missionäre, P. Gimermann S. J., in einem Briefe aus Quilimane vom 8. März 1886 die folgenden Strophen auf den hl. Franz Xaver mit, welche sich unter den Schriften des eifrigen Missionärs vorfinden:

„Weit im fernen, wilden Lande,  
Rings umdrönt vom stillen Meer,  
An des Ufers ödem Strande  
Lag einst sterbend Franz Xaver.  
Nicht in seiner Lieben Mitte,  
Nicht in seiner Ahnen Haus,  
Einsam in der armen Hütte  
Löst sich sein heilig Leben aus,  
Stirbt dahin der Gotteskrieger,  
Der nicht mit des Schwertes Macht,  
Nein, durch Liebe nur war Sieger,  
Der durch Liebe Heil gebracht.

Liebe führt' ihn durch die Wüste,  
Liebe über's weite Meer  
Bis an Japans ferne Küste —  
Seiner Liebe war nichts schwer.

In der Wildniß wie in Städten,  
Wellet, wirket Franz Xaver.  
Seelen gilt es ja zu retten —  
Seinem Eifer fällt nichts schwer.

Jesum trägt er stets im Herzen,  
In der liebglühenden Brust.  
Alle Leiden, alle Schmerzen  
Werden so ihm Himmelslust.“

Mit Recht bemerkt P. Gimermann zu diesen schlichten Strophen, daß sie ein schönes Zeugniß für die Gefinnung des edeln Missionärs sind und daß sie sich recht wohl auf seinen eigenen Seeleneifer und verlassenen Tod fern von der Heimath am wilden Sambesistrande anwenden lassen.

## Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Marl.	Für die dürftigsten Missionen:	Marl.	Für den Kindheit-Jesu-Verein:	Marl.
Von 7 in Hohenzollern . . . . .	100.—	Von St. Jubiläumsalmosen . . . . .	10.—	Misericordiam, mi Jesu, Maria et Joseph“	101.—
„Cordi J. et M.“, Graß . . . . .	64.72	Von Rebelot . . . . .	20.—	Von Gräfin Seinsheim-Sünching . . . . .	10.—
Durch Canonicus Dr. J. Börm, Graß . . . . .	50.04	Für nothleidende Missionsrichter zur		„Laufen“ . . . . .	100.—
Von Wfr. Walter in Hollersbach . . . . .	6.—	Verfolgung von hl. Messen:		„der Pfarrei Niedböhningen“ . . . . .	1.46
„Franz G. Hof in Wienheim . . . . .	1.—	Von Herzogenaurach . . . . .	50.—	Für den Bonifatius-Verein:	
„A. G. Strebersdorf . . . . .	19.35	Durch J. Racher, Expofitus in Oberkreuzberg . . . . .	68.40	Vom Kapuzinerfloster Burghausen . . . . .	100.—
„Pfarrei Straub in Oberstadeln . . . . .	15.—	„J. B. Höfner, Kaplan in Bamberg . . . . .	100.—	Für Verkauf und Unterhalt von Seiden-	
„Lingenau . . . . .	50.—	„Gg. Rüdiger, Beneficiat in Wertingen . . . . .	59.60	kindern:	
„G. Wagner, Pfarrei in Oberreimau . . . . .	50.—	„Pfarrei Siggelberger in Berg im Gau . . . . .	100.—	Aus D. . . . .	63.—
„F. H. S. in Straubing: „Zu Ehren		„Herber & Co. in München . . . . .	8.—	Von A. Kleinert in Zottwitz . . . . .	12.—
„Mariens“ . . . . .	12.—	„die selben . . . . .	100.—	Von H. in Straubing . . . . .	10.—
Durch Kaplan Rentschler in Erlangen . . . . .	59.—	„Bischof Dörmüller in Memede . . . . .	62.—	Durch Dr. G. Wandel in Niederhannsdorf . . . . .	21.—
J. Th. S. in gratiarum actionem . . . . .	20.—	Für die nothleidenden Priester in Si-		Von Dr. Schenck in Erlangen . . . . .	21.—
Für die Missionen in China u. Tongking:		birien: . . . . .		„Dr. Zischberger in Salzburg . . . . .	21.—
Von Rev. Bins R. Mayer, O. C. C. Witz-		Von G. L. B. in Eichenbach . . . . .	5.—	„H. in Stuttgart . . . . .	4.—
bourgh, Wa. . . . .	410.—	Für das Vikariat Alhabaska Madenzie:		Für Verkauf und Unterhalt von Neger-	
„einem Priester der Erzdiözese Wien . . . . .	120.—	Oldenburgicus . . . . .	6.—	kindern:	
„H. u. S.: „Nos cum prole pia benedicat		Von R. A. B. S. . . . .	7.—	Von M. B. in M. a. d. J. . . . .	200.—
V. Maria“ . . . . .	10.—	„W. G. in Kofelsch . . . . .	10.—	Pro Papa:	
Durch den „Bis“ in Raderborn . . . . .	26.80	Für die Missionen in Afrika:		Von A. R.: „Zu Ehren der unbesetzten Em-	
„Regina sacrosanctissimi Rosarii, ora pro nobis“	300.—	Durch das Missionshaus in Siegl . . . . .	1.—	pfängnis von Lourdes“ . . . . .	75.—
Durch Frau W. in Erfurt . . . . .	20.—	Von E. in Herbolzh . . . . .	20.—	„Laufen“ . . . . .	50.—
„Adolph Fenger, Kaplan in Jarischau . . . . .	150.—	Jubiläumsabgabe . . . . .	50.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von E. in Herbolzh . . . . .	25.—	Durch Adolph Fenger, Kaplan in Jarischau . . . . .	100.—	Von M. B. in St. Johann . . . . .	12.—
Aus D.: „Jesu, Maria und Joseph, steht uns bei“ . . . . .	100.—	Aus München . . . . .	10.—	Durch den „Rheinbacher Anzeiger“ in Rheinbach . . . . .	8.50
Von St. A. B. S. . . . .	6.—	Jubiläumsabgabe aus der Semog (Ungarn) . . . . .	32.20	Von Laufen . . . . .	50.—
„Im Namen Jesu, Maria und Josephs“ . . . . .	1.50	Aus Hildobing . . . . .	13.—	Durch Pfarrei Bogt in Hondingen . . . . .	16.—
Durch Pfarrei Stein in Sigen . . . . .	100.—	Von St. Jubiläumsalmosen . . . . .	10.—	Von H. in Stuttgart . . . . .	8.—
Für die orientalischen Missionen:		Aus Graeten . . . . .	1.50	Durch J. Niedermann, hiesig. Kanzler in	
Von M. E. Christoph . . . . .	20.—	Durch Wfr. Stein in Sigen . . . . .	25.—	St. Gallen . . . . .	20.—
„Th. F. Meine . . . . .	16.—	Für arme Klosterfrauen in Italien:		„Pfarrei Stein in Sigen (für Eßbach) . . . . .	100.—
„E. in Herbolzh . . . . .	25.—	Von G. & B. in Eichenbach . . . . .	4.—	„Herber & Co. in München . . . . .	6.—
Durch Kaplan Rentschler in Erlangen . . . . .	30.—	Für die nordischen Missionen:		Von A. B.: „Zu Ehren der Marienfigur“ . . . . .	5.—
Von der Pfarrei Niedböhningen . . . . .	19.60	„Im Namen Jesu, Maria und Josephs“ . . . . .	1.50		
		Von L. Jubiläumsalmosen . . . . .	10.—		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Dutter, Theilhaber der Herber'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herber'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 12. Juni 1886.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.